Feature

Besuchergottheiten, Bambusorakel und Schläge auf den Po am japanischen Neujahr

Ulrich Pauly

I.

Besuchergottheiten (*marebito*) – Heute glauben viele Japaner, dass sich die von ihnen verehrten Gottheiten dauerhaft in ihren Heiligtümern aufhalten. Tatsächlich hat sich dieser Glaube aber erst seit dem 8. Jahrhundert, als man in Japan immer mehr feste Shintō-Schreine errichtete, langsam durchsetzen können. Viel älter ist die Vorstellung, dass die Gottheiten das ihnen geweihte Heiligtum, das ursprünglich eine schlichte in einem Hain, an einem eindrucksvollen Felsen, Wasserfall o.ä. gelegene, offene Anlage war, nur zu besonderen Anlässen und auf Einladung der Menschen aufsuchen. Als aktueller Anlass für den Besuch einer Gottheit diente oft eine unvermutet aufgetretene Notlage wie eine Epidemie oder eine Naturkatastrophe (Bergrutsch, Dürre, Feuersbrunst, Überschwemmung) bzw. eine Hungersnot. In so einem Fall lud man die Gottheit ein, an einem ihr zu Ehren in ihrem Heiligtum veranstalteten Gottesdienst teilzunehmen. Bei dieser Gelegenheit brachte man ihr Opfergaben dar, bewirtete sie, unterhielt sie mit Tanz und Musik und trug ihr die Bitten der Gemeinde um Hilfe vor oder dankte ihr für die bereits erwiesene Hilfe. Einige Gottheiten des Volksglaubens besuchen die Menschen aber bis heute nicht nur aus einem aktuellen Anlass heraus. Sie erscheinen vielmehr jährlich zu einem festen Termin im Dorf und besuchen die Gläubigen vielerorts sogar in ihren Häusern.

In Japan galt ursprünglich der Mondkalender, dessen Monate von Vollmond zu Vollmond dauerten. Der auf dem ersten Vollmondtag des neuen Jahres gefeierte Neujahrstag lag etwa vier bis sechs Wochen nach dem Neujahrstag unseres heutigen Kalenders. Da zu diesem Zeitpunkt in Japan oft schon die Pflaumen blühen, galt der alte Neujahrstag traditionell auch als Frühlingsanfang. Als der japanische Hof im Jahre 604 den chinesischen Mondsonnen-Kalender übernahm, stimmte der neue Neujahrstag plötzlich nicht mehr mit dem Frühlingsanfang der Bauern überein. Die höfischen Neujahrsfeiern, die sich ab dem ersten Neumondstag über mehrere Tage erstreckten, beschränkten sich daher über Jahrhunderte auf den Kaiserhof, den Hofadel und die großen Tempel und Schreine. Das Volk hielt seinem durch den neuen Kalender auf den 15.1. gerutschten „Vollmond-Neujahrstag“ (*mochi shōgatsu*) lange die Treue und ging erst sehr spät dazu über, wenigstens in den Städten auch das von der Obrigkeit propagierte Neu-

mond-Neujahr zu feiern. Die zwischen dem 1. und 3.1. (manchmal auch bis zum 5.1. oder 14.1.) des Mondsonnenkalenders begangenen Rituale werden als Großes Neujahr (*ō-shōgatsu*) und die um den 14. bis 16.1. oder zwischen dem 13. und 20.1. begangenen überwiegend landwirtschaftlich geprägten Bräuche des Volksneujahres als Kleines Neujahr (*ko-shōgatsu*) bezeichnet. Seit der Einführung des gregorianischen Kalenders 1872 in Japan werden die Neujahrstage hier fast überall zwischen dem 1. und 16. Januar gefeiert. Nur sehr wenige Gemeinden pflegen einige ihrer Neujahrsrituale weiterhin nach den Terminen des Mondsonnen-Kalenders.

Abb. 1: Namahage in Miyazawa, 1811

Mancherorts wird auch das Erntefest von einer Gottheit besucht. Der Glaube und Brauch, dass die Totenseelen der verstorbenen Familienangehörigen und die Ahnengottheiten des ganzen Dorfes jedes Jahr im Hochsommer am Totenfest (Bon-Fest) die Häuser ihrer lebenden Nachfahren besuchen und von ihnen dort bewirtet werden, hat sich im Volk allerdings erst im 17. Jh. allgemein durchgesetzt. Die Gefühle, die die Menschen den an Neujahr oder zum Erntefest in ihr Dorf zu Besuch kommenden Gottheiten (Abb. 1) entgegenbrachten, waren mitunter durchaus ambivalent. Einige Menschen scheinen sie als eine Art diffuse Bedrohung ihres Alltags empfunden zu haben. Die meisten aber fühlten sich in ihrem harten Daseinskampf von den sakralen Besuchern ermuntert und mit Glück, Segen und Fruchtbarkeit für Menschen und Felder beschenkt. Man empfing diese Gottheiten, die oft Züge einer Meeres-, Berg-, (Reis) Feld- oder Ahnengottheit aufwiesen, daher durchweg ehrfürchtig und verehrte sie.

Ursprünglich traten die sakralen Besucher bei ihrem Neujahrs- oder Erntebesuch unsichtbar auf. Viele Menschen stellten sich die von ihnen verehrte Gottheit aber lieber in der ihnen vertrauten menschlichen Gestalt vor statt als ein ätherisches abstraktes Wesen. Das führte in weiten Teilen Japans zur Entstehung des Brauches, dass diese von weither kommenden Gottheiten in den Dörfern in Gestalt maskierter junger Männer in Reisekleidung auftraten. Diesen Brauch stützte der alte Glaube, dass sich die Gottheiten für die Dauer ihres Besuches eines Gottesdienstes oder Festes gern in einem ihnen als Gottessitz dienenden Objekt (*yorishiro*) oder Menschen (*yorimashi*) niederlassen. Die jungen Männer, deren Körper den Gottheiten für die Dauer ihres Besuches als Gottessitz dienen, mussten und müssen sich oft heute noch auf diese ehrenvolle Aufgabe sorgfältig durch Enthaltsamkeitsregeln und kultische Waschungen vorbereiten.

Der Erste, der diese Gottheiten, die jährlich an einem festen Termin ein Dorf besuchenden, als „Besuchergottheiten“ *marebito* bezeichnete, war 1929 der Volkskundler Origuchi Shinobu (1887-1953). Der altjapanische Begriff *marebito* bezeichnet traditionell einen von weither kommenden, seltenen und göttlichen Besucher oder Ehrengast. Im Deutschen wird *marebito* mit „Besuchergottheit“ und im Englischen mit „visiting deity“ oder „visiting god“ übersetzt. In der japanischen Volkskunde und Religionswissenschaft werden diese Gottheiten heute auch als *raihōshin* bzw. *otozuregami* (Besuchergottheit) oder als *marōdo gami* bzw. *kyaku gami* (d.h. selten kommende Gast- bzw. Besuchergottheit) bezeichnet. Relativ selten findet sich für sie auch die von dem Religionsgeschichtler Hori Ichirō (1910-1974) geprägte Bezeichnung *yūkō shin* (umherziehende Gottheit). Damit spielte Hori auf jene aus der verachteten untersten Schicht des Volkes stammenden Gruppen von Schauspielern, Tänzern und Musikanten an, die bis in die Meiji-Zeit (1868-1912) jedes Jahr in der Zeit relativer landwirtschaftlicher Muße zwischen dem Erntefest und den Neujahrstagen auf dem Land umherzogen. Sie zeigten ihre Kunst als Straßenkünstler im Freien an Hauseingängen, an Kreuzungen oder an Straßenecken. Vor allem an den Neujahrstagen nutzten sie den Glauben des Volkes an Besuchergottheiten, indem sie in Maske und Verkleidung auftraten und ihre künstlerischen Darbietungen um göttliche Ermahnungen und Segenswünsche ergänzten. Als Lohn für ihre Mühe erhielten sie von den Zuschauern Reis, Neujahrsleckereien oder etwas Geld.

Spuren dieser Glaubensvorstellung von regelmäßig ins Dorf kommenden Besuchergottheiten, die sich in Regionalgeschichten (*Fudoki*; ab 713), in den offiziellen Reichschroniken *Kojiki* (712) und *Nihon Shoki* (720), aber auch in anderen alten Überlieferungen, Liedern und Volksbräuchen erhalten haben, brachten Origuchi zu der Überzeugung, dass der Glaube an aus ihrer am Grund oder jenseits des Meeres gelegenen Anderen Welt (*takai*) in die Dörfer der Menschen zu Besuch kommende Gottheiten von seefahrenden Bevölkerungsgruppen nach Japan gebracht wurde. Dort habe er sich dann im Lauf der Jahrhunderte vom Yaeyama-Archipel (heute in der Präfektur Okinawa) im äußersten Süden des Landes bis in die Nordspitze der Hauptinsel Honshū verbreitet.

Später drangen viele der ursprünglichen Küstenbewohner langsam in das Landesinnere vor, wo sie bis dahin unerschlossene Täler rodeten und sie landwirtschaftlich nutzbar machten. In diesen ringsum von Bergwald umgebenen Neusiedlerdörfern wurde der alte Glaube an die jährlich vom Meer her kommenden Besuchergottheiten allmählich durch den Glauben an solche ersetzt, die von jenseits der mit dichtem Bergwald bestandenen Berge ins Dorf kommen. Dieser Glaubenswandel lag nach Hori nah, da ja auch das für die Menschen und die Landwirtschaft lebensnotwendige, von den Gottheiten gespendete Wasser aus den umliegenden Bergen kam.

Früher erschienen die meist in männlich-weiblichen Paaren auftretenden maskierten Besuchergottheiten zu Neujahr in weiten Teilen des Landes. In den letzten 150 Jahren

hat die Zahl der Dörfer, die den Glauben oder wenigstens den Brauch der zu Neujahr und zum Erntefest erscheinenden verkleideten Besuchergottheiten pflegen, aber stark abgenommen. Die Gründe hierfür liegen u.a. in der raschen Modernisierung Japans und in der zeitweise unkritischen Übernahme einiger westlicher, fundamentalistisch-christlich geprägter Wertvorstellungen nach 1868. Die Obrigkeit bemühte sich, einige alte einheimische Sitten und Bräuche zu unterdrücken, von denen sie annahm, dass sie in den Augen des Westens als primitiv und unaufgeklärt angesehen würden. Nach 1945 trugen dann noch die beschleunigte Landflucht mit der daraus resultierenden Überalterung der Dörfer und die fehlende Unterstützung der wenigen, noch zur Mitarbeit bereiten jungen Freiwilligen von Seiten der Politik, Schule und Arbeitgeber zum Aussterben vieler lokaler Feste und Bräuche bei.

Die Folge war, dass die Besuchergottheiten in der annähernd traditionellen Form nur noch in den Präfekturen Saga und Kagoshima im Süden, in den Präfekturen Yamagata und Ishikawa in der Mitte der japanischen Hauptinsel Honshū und in den Präfekturen Akita, Miyagi und Iwate im nördlichen Honshū zu Neujahr erschienen. Da ihr Besuch aber auch in diesen Reliktgebieten auszusterben drohte, hat man ihn, beginnend mit dem ***Toshidon*** auf der Insel Koshikijima (1977) und endend mit dem ***Kasedori*** in der Stadt Saga (2003) zum „nationalen wichtigen immateriellen Volkskulturgut" (*Kuni no jūyō mukei minzoku bunkazai*) ernannt. Mit der Verleihung dieses Ehrentitels einher ging die Gründung von Vereinen (*hozonkai*), die sich dem Erhalt des Brauches widmen. Sie bemühen sich, das Interesse der Medien und Förderer an dem Brauch zu wecken und die Bevölkerung (Arbeitgeber, Lehrer) sowie vor allem die Jugend für die Pflege dieses Brauchtums zu gewinnen. Durch Prospekte und Berichte in den traditionellen Medien sowie im Internet versucht man, auch Touristen für einen Besuch der Feste zu gewinnen. Sie sollen nach Möglichkeit im Ort übernachten und sich neben dem Auftritt der Besuchergottheiten auch die verschiedenen Sehenswürdigkeiten im Ort selbst und seiner näheren Umgebung ansehen.

Japans Besuchergottheiten werden UNESCO-Weltkulturerbe – Die langjährigen Bemühungen und die intensive Lobbyarbeit Japans bei der UNESCO waren schließlich 2018 von Erfolg gekrönt. In diesem Jahr wurden die sieben zwischen 1977 und 2003 zum nationalen wichtigen immateriellen Volkskulturgut erklärten neujährlichen sowie drei zwischen 1993 und 2017 mit dem gleichen Titel geehrte Auftritte sakraler Besucher im Hochsommer bzw. Herbst unter dem Titel „*Marebito – raihōshin, ritual visits of deities in masks and costumes*" als Japans Beitrag zum erhaltenswerten religiösen Brauchtum der Welt in die UNESCO Liste des immateriellen Weltkulturerbes aufgenommen. Als erhaltenswert gelten die Bräuche u.a., weil durch sie die Identität der örtlichen Bevölkerung – und zwar vor allem die der Kinder – geformt und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Gemeindemitgliedern gestärkt wird. Zwei dieser als Weltkulturerbe registrierten neujährlichen Besuche von Besuchergottheiten stelle ich hier kurz so vor, wie ich sie 1971 (*Toshidon*) bzw. 1993 (*Namahage*) beobachten konnte.

II.

Toshidon – Auf Shimo-Koshikijima, der mit 66km² und 2.780 Einwohnern größten der Koshikijima-Inseln im Westen der Präfektur Kagoshima, erscheint jedes Jahr in der Silvesternacht als sakraler Besucher die Gottheit Toshidon („Jahresherr"). Ihr Besuch in den Dörfern der Insel wurde schon 1977 als nationales wichtiges immaterielles Volkskulturgut registriert. 1971 erschien der Toshidon noch in mehreren Ortsteilen der beiden Dörfer Shimo-Koshiki-mura und Kashima-mura. Seit dem Ende der 1980er Jahre besucht er nur noch die Ortsteile Nagahama, Aose, Sesenoura sowie drei Weiler des Ortsteils Teuchi des seit der Gebietsreform von 2004 in Shimo-Koshiki-chō umbenannten Dorfes Shimokoshiki-mura. Von den sechs Vereinen zur Pflege des Toshidon-Brauches auf der Insel achtet der Verein des Weilers (*buraku*) Fumoto in Teuchi traditionell am strengsten auf die Befolgung der alten Überlieferung beim Besuch des Toshidon.

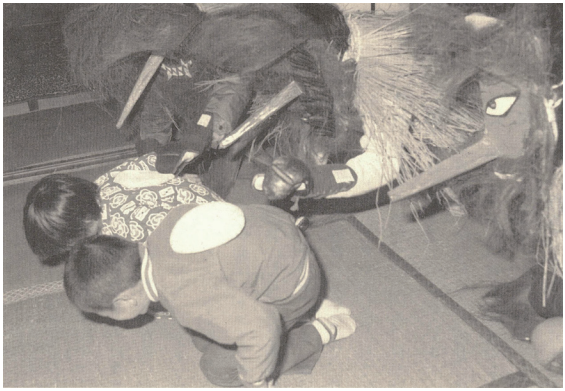

Abb. 2: Der Toshidon bringt den Kindern Jahres-Reiskuchen

Am Spätnachmittag oder Abend des Silvestertages (*misoka*) treffen sich zwei bis fünf 21 bis 23 Jahre alte Männer des Weilers Teuchi in einem Haus, wo sie unter Ausschluss der Öffentlichkeit und so, dass sie nicht von Kindern gesehen werden können, aus dem vorher bereitgelegten Material die Dienstkleidung für ihren nächtlichen Auftritt als Toshidon anfertigen. Aus Papier, Pappe und Sago-Palmenblättern stellen sie die roten und bläulichgrünen (*aoi*) Masken her, deren furchterregendes Gesicht große, weit aufgerissene, stechende Augen und in der Mitte eine wie ein langer Schnabel wirkende, dreieckig aus Pappe gefaltete Nase aufweist (Abb. 2). Das Gesicht ist in manchen Weilern auch mit schwarzen Streifen verziert. Aus dem breiten, fast von Ohr zu Ohr reichenden Maul ragen zwei lange Fangzähne heraus. Oben auf der Maske sitzt eine aus *shuro*-Rinde (Hanfpalme, Windmühlenpalme) angefertigte löwenartige Mähne. Traditionell tragen Toshidon-Masken keine Hörner und erinnern daher – anders als man gelegentlich liest – auch nicht an Teufel (*oni*). Am Körper tragen alle Toshidon einen ponchoartigen Regenumhang (*mino*) aus *shuro*-Rinde und Schilfgras (*kaya*). Über dem Regenumhang tragen einige Toshidon auf dem Rücken noch eine alte Wolldecke. Da sie als Gottheit den Menschen ihre nackten Hände und Füße nicht zeigen dürfen, wickeln sie um ihre Füße *shuro*-Rinde und schützen Hände und Unterarme durch einen auch die Handoberseite bedeckenden Unterarmschutz.

Sobald die jungen Männer sich alle in Verkörperungen der nachts in Häuser mit Kindern zu Besuch kommenden Jahresgottheit Toshidon verwandelt haben, lesen sie noch einmal kurz die Hinweise, in denen ihnen die Eltern mitteilen, wie ihr Kind heißt, wie alt es ist, welche Unarten oder Tugenden es hat und was sie an dem Kind besonders loben oder tadeln sollen. Dann machen sie sich gegen 23.00 Uhr durch die dunklen Straßen des Weilers auf den Weg zu den vor ihrem Besuch traditionsgemäß ebenfalls weitgehend verdunkelten Haushalten, in denen fünf bis sechs Jahre alte Kinder auf ihren Besuch warten. Den kleinen Kindern erzählt man, dass die auf einem kopflosen Pferd reitenden Toshidon in der Silvesternacht zunächst auf einem großen Felsblock landen, der oben auf einem hinter Sesenoura liegenden Hügel ruht und dann von dort herab in den Ort geritten kommen. Im Dunkeln vor dem Haus angekommen, imitieren die Toshidon daher wiehernde Pferde, rufen laut „*hoi hoi*“ und „*gata gata*“ und stampfen mit ihren Füßen fest auf, um den im Haus ängstlich horchenden Kindern akustisch den Eindruck eines Toshidon zu vermitteln, der angerittenen kommt und dann sein Pferd abrupt vor dem Haus anhält. Mit ihren Dienern (*tsukishi*) stampfen die Toshidon vor dem Haus lärmend auf, läuten scheppernd eine kleine Glocke und hämmern mit den Fäusten an die geschlossenen Regentüren (*amado*) des Hauses, wobei sie laut nach dem Kind rufen, das sie besuchen sollen. Wenn das mit seinen Eltern im Empfangszimmer (*zashiki*) wartende, feiertäglich angezogene Kind nicht sofort die Regentür aufschiebt, brüllen und läuten die Toshidon immer lauter, bis das Kind die Tür schließlich einen Spalt aufschiebt, ehe es zu seinen Eltern zurückflitzt.

Die Toshidon schüchtern das Kind zunächst etwas ein, schimpfen barsch über seine Streiche und seinen Ungehorsam, bevor sie es dann loben und ermutigen und ihm Hinweise darauf geben, wie es sein Benehmen verbessern soll. Manchmal lassen sie das Kind auch singen oder tanzen, damit es vor den Eltern und den Toshidon seine Begabungen zeigen kann. Zum Abschluss fordern die Toshidon das Kind auf, sich auf alle Viere niederzulassen und laden ihm dann einen großen runden Jahres-Reiskuchen (*toshi mochi*; Abb. 2) auf den Rücken. Mit diesem kriecht das Kind dann vorsichtig zurück zu seinen Eltern. Diese danken den Toshidon noch einmal für ihren Besuch, und nachdem sich alle Beteiligten voneinander verabschiedet haben, verlassen die Toshidon rückwärtsgehend das Haus und verschwinden in Richtung des nächsten Hauses in der Dunkelheit. Heute steht der dem Kind geschenkte Jahres-Reiskuchen symbolisch für die Gesundheit im neuen Jahr, die ihm die Toshidon mitgebracht haben. Ursprünglich war der Reiskuchen aber wohl ein Symbol für die von der Reisfeldgottheit mitgebrachte Fruchtbarkeit der Reisfelder im neuen Jahr.

Vielen gilt der Jahres-Reiskuchen auch als Vorläufer des den Kindern heutzutage gegebenen, meist aus Geld bestehenden Neujahrsgeschenks (*toshi dama*). Reis und Reiskuchen waren noch im 19. Jh. für weite Kreise der Bevölkerung eine seltene Festtagsspeise und fast so geschätzt wie Bargeld. Während die Toshidon ihre wichtige Aufgabe früher in bis zu 20 Haushalten versahen, treffen sie wegen der Landflucht heute oft

nur noch auf ein oder zwei Haushalte mit Kindern in dem entsprechenden Alter. Der gleichzeitige Mangel an jungen Männern in den Weilern hat dazu geführt, dass meist nur noch zwei Toshidon gleichzeitig die Häuser besuchen und mitunter auch schon 13 und 14 Jahre junge Mittelschüler als Toshidon aushelfen müssen.

Der Silvesterabend (*misoka*) wird auf Koshikijima auch *toshitori no ban*, d.h. der „Abend, in dessen Verlauf man ein Jahr älter wird", genannt. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jh. hinein feierte man in Japan im Volk keine persönlichen Geburtstage. Alle Kinder und Erwachsenen wurden also kollektiv schon in der Silvesternacht um ein Jahr älter. Der Toshidon weist also sowohl Elemente einer das neue Jahr als Geschenk mitbringenden Neujahrs- und Jahresgottheit, als auch Züge einer alten Berg- und Reisfeldgottheit auf.

III.

Namahage – Zu den bekanntesten Besuchergottheiten Japans zählen die Namahage. Sie treten in Paaren auf, die jeweils aus einem männlichen und einem weiblichen Namahage bestehen. Beide werden von jungen Männern dargestellt. Der älteste Bericht über sie und die ältesten Abbildungen (Abb. 1) von Namahage finden sich im *Oga no samukaze* („Der kalte Wind von Oga") des Sugae Masumi (1754-1829). Er schildert dort seine Beobachtungen des Besuchs der Namahage in Miyazawa am Abend des 15.1. (nach dem Mondsonnen- Kalender) 1811. Auf die Änderungen beim Namahage-Brauch, die sich seit damals ergeben haben, gehe ich weiter unten ein.

1993 erhielt ich durch die Vermittlung eines aus Oga stammenden japanischen Bekannten die Erlaubnis, mich am Silvesterabend 1993 einem Namahage-Paar des Weilers (*aza*) Kusakihara in Kitaura Yumoto anzuschließen und mit diesem auch alle von ihm besuchten Privathäuser und Beherbergungsstätten zu betreten. Ein zweites Namahage-Paar besuchte zur selben Zeit weitere Privathäuser. Nur die zum Weiler gehörenden Beherbergungsstätten wurden von den beiden Namahage-Paaren gemeinsam besucht. Der Weiler liegt etwa 45 Minuten Fahrt mit dem Bus vom Bahnhof der Stadt Oga entfernt an der Nordküste der Oga-Halbinsel (Präfektur Akita).

Zusammen mit einigen Männern mittleren Alters treffen sich die an diesem Abend als männliche bzw. weibliche Namahage auftretenden unverheirateten jungen Männer des Weilers gegen 18.00 Uhr zu einem kurzen Gebet im kleinen Hoshitsuji-Schrein. Zu seiner Gemeinde gehört neben zum Teil weit verstreut liegenden Häusern auch eine in Sichtweite der Küste gelegene Gruppe von Hotels und Pensionen (*kokuminshukusha*) sowie die Jugendherberge Oga. Sie alle verfügen über eigene heiße Quellen (*onsen*) zum Baden im Haus sowie zum Teil auch im Freien. Nachdem die Männer nach kurzen Gebeten im Schrein durch das Schwenken eines Reinigungsstabes über sich kultisch gereinigt wurden, begeben sie sich in die nahegelegene kleine Gemeindehalle, eine beheizte Baracke, die ihnen an diesem Abend als Stützpunkt dient.

Die Kleidung der Namahage – Nach einer kurzen Erfrischung und Raucherpause ziehen sie über ihre Alltagskleidung aus winterfester Hose und Oberhemd die aus frischem Reisstroh verfertigte Kleidung der Namahage an, die ihnen Helfer bereitgelegt haben. Ihre Schienbeine schützen sie durch strohene Gamaschen und ihre Unterarme durch einen Unterarmschutz. Die Oberbekleidung (*kede*) besteht aus zwei Teilen. Zuerst wickelt ein Helfer um sie einen langen, bis unter die Kniescheiben reichenden Hüftwickel (*koshimaki*) aus Reisstroh, der wie ein langer Rock aussieht und dessen Bund etwa in Magenhöhe liegt. Dann werden sie, je nach Körperumfang, zwei- bis viermal fest mit einem dicken, leicht ponchoartigen Umhang aus Reisstroh umwickelt, der sie von der Schulter bis zur Hüfte mollig warm hält. In einigen Fischerorten ist in diesen Umhang auch Schilfgras eingearbeitet. Früher hat man den Umhang manchorts auch ganz aus Schilfgras oder kaputten alten Fischernetzen hergestellt.

Ihre furchteinflößende Maske legen sie erst ganz zum Schluss an, da das Atmen unter ihr schwer fällt. Die männlichen Namahage tragen eine rot und die weiblichen eine bläulichgrün bemalte Maske und alle haben auf dem Kopf eine verfilzt wirkende Perücke aus Schilfgras, Seetang oder anderem Pflanzengewirr. Beide Maskentypen weisen im Maul kleine Fangzähne auf und tragen oben zwei kleine Hörnchen, wodurch sie an das Gesicht eines Teufels (*oni*) erinnern. Die Herstellung und Form der Masken variiert von Weiler zu Weiler. Die Masken sind aus Zelkovenholz (*keyaki*) geschnitzt.

In einigen Weilern gab es früher auch aus Zelkovenrinde, aus dem Geflecht alter Bambuskörbe oder aus Pappmaschee hergestellte Masken, und heute werden vereinzelt sogar schon Plastikmasken verwendet. Die männlichen Namahage halten in ihrer rechten Hand einen aus einem knorrigen Zelkovenast hergestellten Ritualstab (*gohei*), an dem oben einige Metallringe befestigt sind, deren Klingeln den Einwohnern bei jedem Schritt des Namahage ankündigt, dass hier die Verkörperung einer Gottheit kommt. Die weiblichen Namahage schwingen in ihrer rechten Hand ein großes hölzernes gebogenes Küchenmesser (Abb. 3). In einigen Weilern tragen die weiblichen Namahage neben dem Messer auch noch einen Holzkübel (*teoke*).

Abb. 3: Weiblicher Namahage mit Messer und männlicher mit Ritualstab werden bewirtet.

Bevor sie sich dann auf ihre Besuchsrunde durch den Weiler machen, schlüpfen sie mit ihren nackten Füßen in absatzlose Schuhe aus dickem Reisstroh, die an die Filzschlappen erinnern, in die man bei uns in vielen Schlössern schlüpfen muss, um deren Böden zu schonen. Ihre Verwandlung in die Besuchergottheit Namahage ist damit perfekt. Die Kleidung der Namahage soll auf die seit alters aus grünem Schilfgras (*suge*) oder Reistroh hergestellte Regenkleidung zurückgehen, die der Reichschronik *Nihon shoki* von 720 zufolge schon der Bruder der Sonnengöttin trug, als er einmal wegen seines flegelhaften Verhaltens bei Wind und Regen aus dem Himmel verbannt wurde. Tatsächlich waren Hüte aus Bambus und Reisstroh sowie Regenumhänge aus Reisstroh in Japan jahrhundertelang die bei schlechtem Wetter übliche Reise- und Arbeitskleidung. Noch 1974 und 1975 habe ich in der Präfektur Kagoshima vereinzelt alte Bäuerinnen bei der Arbeit auf den Feldern in dieser billigen, aber wetterfesten Kleidung gesehen. Die Männer und die weibliche Landjugend trugen damals allerdings schon ausnahmslos die „angesagte" moderne synthetische Bekleidung, in der sie aber erheblich stärker schwitzen als in der alten Strohkleidung.

Der Zug der Namahage durch die Gemeinde – Jeder Haushalt, der um den Besuch der Namahage in der Silvesternacht gebeten hat, wird von einem Namahage-Paar besucht. Nur wenn das ausdrücklich gewünscht wird oder wenn sie – wie z.B. in Pensionen oder Hotels usw. – von mehreren Kindern oder frisch verheirateten jungen Frauen erwartet werden, erscheinen zwei Namahage-Paare bzw. in einigen großen Gemeinden bis zu vier Namahage-Paare, damit sie sich ihrer Klientel ausreichend widmen können. Jedes Paar wird von einem Helfer mittleren Alters in Alltagskleidung begleitet, der einen großen Sack mit sich schleppt. In diesen legen der (männliche) Haushaltsvorstand oder die Frau des Hauses am Ende des Besuches der Namahage diskret einen Geldumschlag, der den jungen Männern hilft, ihre Materialkosten (Kleidung, Sprit usw.) zu decken. Haushalte, in denen es im auslaufenden Jahr eine Geburt oder einen Todesfall gegeben hat, gelten als rituell unrein und werden daher von den Namahage nicht besucht. Das von mir begleitete Namahage-Paar machte in der Silvesternacht zehn Besuche in Privathaushalten, zwei in Pensionen, drei in Hotels und einen in der Jugendherberge. Die Privathaushalte besuchte das Namahage-Paar allein. Die Besuche in den Hotels, Pensionen und der Jugendherberge machte es gemeinsam mit einem zweiten Namahage-Paar, das seinerseits auch mehrere Haushalte des Weilers allein besuchte. In einigen großen Dörfern besuchen mehrere Namahage-Paare vor Mitternacht sogar bis zu 50 Haushalte.

Sobald die beiden Paare ihre Namahage-Kleidung und -Maske angelegt haben und für ihre Besuchsrunde im Weiler bereit sind, macht es sich ein Paar auf der Ladefläche eines Pickups bequem und wird zu den weiter entfernten Häusern gefahren. Das andere (von mir begleitete) Paar macht sich um 18.30 Uhr zu Fuß über die kalten, aber an diesem Abend zum Glück nicht verschneiten oder vereisten, unbeleuchteten Straßen auf den Weg und langt nach etwa 5 Minuten an seinem ersten Besuchsobjekt an. Un-

terwegs und dann vor dem Haus rufen sie ständig laut „*uō*“ und „*uā*“. Diese wie ein schauriges Geheul klingenden Rufe sollen Teufel und böse Geister vertreiben sowie die Bewohner von ihrem Anmarsch in Kenntnis setzen und die sie schon ängstlich erwartenden Kinder gebührend einschüchtern. Am Eingang angekommen fragen sie brüllend, ob hier faule, weinerliche oder freche Menschen wohnen. Um evtl. anwesende böse Geister zu vertreiben, stampfen sie dann siebenmal fest auf den Boden, rütteln an der Haustür und ziehen, sobald ihnen diese geöffnet wird, in der Diele ihre Strohschuhe aus. Mit nackten Füßen betreten sie nun das Haus und stapfen zielstrebig in dessen bestes Zimmer (*zashiki*), wo sie der Hausherr bereits erwartet und höflich begrüßt. Sie erwidern zwar seinen Gruß, stampfen aber fünfmal fest auf die Tatami-Matten und fragen, je nachdem, wie sie von ihm bei seiner Bestellung ihres Besuches instruiert wurden, jetzt unwirsch gezielt, wo denn das faule oder freche oder noch schlimmer das freche faule Kind oder die junge Braut oder (seltener) der junge Ehemann seien, von deren Faulheit sie schon gehört hätten. Sollte es sich um ein leicht verschrecktes junges Paar handeln, vor dessen Empfindlichkeit man sie gewarnt hat, fragen sie, statt der bis in die 1930er Jahre üblichen grob direkten Frage in den Raum hinein, „wo ist denn die faule Braut“ heute diplomatischer und sehr sensibel die Problembraut selbst, ob sie ihrem Ehemann auch fleißig helfe, oder sie erkundigen sich beim Ehemann freundlich, ob er mit seiner Braut auch ganz zufrieden sei und genug leckere Dinge zu essen bekomme.

Wenn sie die ihnen zuvor vom Hausherrn avisierten frechen oder faulen Kinder nicht sofort finden, stapfen sie auf der Suche nach ihnen durch das ganze Haus. Dabei schwingen sie drohend das Messer und stoßen mit dem Ritualstab fest auf den Boden. Jungen und Mädchen, die sich hinter dem Rücken ihres Vaters zu verstecken versuchen, zerren sie hervor und informieren sie, „frechen faulen Kindern schneiden wir das angefressene Fett vom Leib“ und auch die traditionelle Drohung „frechen faulen Kindern säbeln wir die Hitzepickel (Hitzeausschlag, j. *onnetsusei kōhan*) ab“, bekommen Kinder, die sich, statt ihren Eltern zu helfen oder fleißig für die Schule zu arbeiten, lieber bequem am Feuer bzw. heutzutage eher am *kotatsu* wärmen, auch heute oft noch zu hören. (Ein *kotatsu* ist ein unter der Tischplatte mit einer Heizquelle versehener, ca. 40 cm hoher Tisch, auf dem eine bis zum Fußboden reichende Decke liegt, unter der man sich im Winter schön Füße, Beine und Unterleib wärmen kann.)

Um die Namahage zu besänftigen, entschuldigt sich der Hausherr immer wieder höflich für die Unarten seiner Kinder und bittet die hohen Gäste, vor ihm auf dem (mit Tatami-Matten bedeckten) Fußboden Platz zu nehmen und von den eilends von den Frauen des Hauses auf niedrigen Tabletts servierten Neujahrsleckereien zu kosten. Dazu wird ihnen reichlich guter Reiswein und in manchen Häusern zusätzlich auch Schnaps angeboten. Dann entspinnt sich zwischen dem Hausherrn und den Namahage ein lebhafter, manchmal etwas grantiger, meist aber humorvoller Dialog. Wenn die Namahage dann die Kinder ermahnt haben, in Zukunft fleißiger oder gehorsamer zu sein, und sich die Lage allgemein entspannt hat, hilft der Vater in vielen Häusern seinem Sohn

Abb. 4: Bewirtung eines männlichen Namahage, der einen Ritualstab hält.

oder seiner Tochter (die in der Regel unter zehn Jahren alt sind) auch dabei, den Namahage mit den in Japan bei einer Bewirtung üblichen höflichen Floskeln Reiswein einzuschenken (Abb. 4). Dabei werden die Kinder von den Namahage gebührend gelobt, wie geschickt und höflich sie das täten. So lernen sie gleich, wie man in ihrem Weiler traditionell auch mit schwierigen Gästen umgeht.

Es kommt vor, dass die Namahage nach dem Dialog plötzlich lustvoll, aber ganz vom Geist der Gleichberechtigung von Mann und Frau erfüllt, renitente Jungen und Mädchen packen und so tun, als wollten sie sie in den Sack stecken oder sie zerren sie zum Hauseingang und täuschen vor, dass sie sie in die kalten Berge entführen wollen. Im letzten Moment, wenn ihr Kopf schon im Sack steckt oder die Haustür schon offen steht, werden die Kinder dann von ihrem Vater oder ihrer beherzten Mutter vor diesem grausamen Schicksal bewahrt. Beim Verlassen des Hauses stampfen die Namahage dann mit dem Hinweis „wir kommen nächstes Jahr wieder“ oder „wir ziehen jetzt wieder in die Berge“ noch dreimal fest auf, um den Weg erneut von bösen Geistern frei zu räumen, und begeben sich zum nächsten Haus.

Neben Haushalten mit Kindern unter zehn Jahren besuchen die Namahage aber auch einige Haushalte ohne Kinder. In zwei kinderlosen Haushalten wollte der Hausherr, der als junger Mann selbst als Namahage aufgetreten war, den liebgewonnenen Brauch mit seiner Spende unterstützen. In einem anderen Haushalt hatte ein junges, noch kinderloses Paar um den Besuch der Namahage gebeten und versprach sich davon, bald mit einem Kind (Kindschatz, *ko dakara*) gesegnet zu werden. In einem weiteren Haus hatten die Eltern eines längst erwachsenen Kindes um den Besuch der Namahage gebeten, um den blinden, den Brauch liebenden Großvater noch einmal in den Genuss eines humorvollen Dialogs zwischen Hausherrn und Namahage kommen zu lassen. In drei der Privathäuser posierten die Namahage am Ende ihres Besuches freundlich für ein Erinnerungsfoto mit allen Bewohnern. In einem Haushalt hat sich eine ältere Frau darauf gefreut, durch den Besuch an die Zeit erinnert zu werden, als ihre Tochter und deren Tochter (beide längst erwachsen und nicht mehr im Weiler wohnend) noch von den Namahage besucht wurden. Sie berichtet den Namahage freudig, wie gut es ihrer Tochter und Enkelin gehe, und wird von diesen gelobt, Tochter und Enkelin seien nur deshalb so gut geraten, weil sie sie so sorgfältig erzogen habe.

In den Hotels, Pensionen und in der Jugendherberge treten zwei Namahage-Paare zugleich auf. Sie rufen laut nach frechen faulen Kindern und nach Bräuten, die vielleicht noch nicht wissen, wie sich eine verheiratete Frau zu verhalten hat, stampfen dabei mit drohend erhobenem Messer durch die Lobby und versuchen hier und da, einen frechen Knaben oder ein kesses Mädchen zu packen oder auch hinter einer jungen Frau herzulaufen, wobei sie vom Personal oder vom Ehemann der Frau aber immer rechtzeitig zurückgehalten werden, bevor die Situation (nur scheinbar) außer Kontrolle gerät.

Abb. 5: Namahage mit Messer hat eine junge Strohdiebin erwischt.

Abb. 6: Namahage mit Messer schleppt einen jungen Strohdieb aus dem Haus.

Dann werden die Namahage vom Hotelmanager ehrerbietig in einen Saal geführt, wo auf vier auf dem Boden stehenden Tabletts leckere Neujahrsspeisen und guter Reiswein für sie bereit stehen. Wie zuvor in den Privathäusern begnügen sie sich aber mit wenigen Happen und ein paar kleinen Schlucken, da sie ihre Besuchsrunde durch den Weiler möglichst aufrecht gehend beenden wollen. Die Diskussion mit dem an Stelle der Hausherren der Privathäuser auftretenden Vertreter des Hotels verläuft überwiegend scherzhaft, und die Namahage kümmern sich liebevoll um die ihnen präsentierten kleinen Kinder der an diesem „Service“ interessierten Hotelgäste und des Personals, damit die Kleinen diese Begegnung nie vergessen werden. Auch Gäste ohne eigene Kinder können dem Ganzen bequem von zwei Nebenräumen aus zusehen, da man die Schiebtüren zum Saal mit den Namahage vorher herausgenommen hat. Wenn die Namahage

sich dann auf den Weg machen, das Hotel zu verlassen, jagen ihnen einige mutige Jungen und Mädchen hinterher und reißen ihnen blitzschnell Strohhalme aus ihrer Kleidung. Die gerupften Namahage posieren nach einigem Schimpfen aber gern für ein Erinnerungsfoto mit den jungen Dieben und Diebinnen (Abb. 5, 6).

Gegen 21.45 Uhr kehren die Namahage-Paare erschöpft in die kleine Gemeindehalle zurück, wo sie sofort die Maske abnehmen, um endlich wieder frei atmen zu können. Während sie ihre Strohkleidung ablegen, kleiden sich zwei frische Paare als Namahage ein und fahren auf der Ladefläche des Pickups zu einigen weiteren entlegenen Häusern, wo sie noch bis gegen 23 Uhr ihre segensreichen Dienste verrichten. Die Namahage, wie auch die von ihnen besuchten Haushalte, haben dann noch ausreichend Zeit, sich auf den Jahreswechsel zu Hause, in einem Tempel oder im kleinen Ortsschrein vorzubereiten.

Der Name Namahage – Der Name Namahage soll von den im Dialekt Akitas *namomi*, *namami*, *nagomi* o.ä. genannten Hitzepickeln, Hitzeausschlag oder Brandspuren herrühren, die man sich leicht am Schenkel, Schienbein, an nackten Füßen oder auch Händen zuziehen kann, wenn man zu lange und zu nah am offenen Feuer oder einer anderen Hitzequelle gesessen hat. Mit „schneide Dir doch die Hitzepickel ab“ (*namomi hagi*) ermahnt man an Neujahr traditionell faule Kinder und Bräute, hinfort fleißig zu sein. Das verschliff im Laufe der Zeit zu „*nama hage*“ und Namahage wurde schließlich zur Bezeichnung der hiesigen Besuchergottheiten.

Veränderungen im Namahage-Brauchtum – Beim Namahage-Brauchtum kam es ab der Meiji-Zeit (1868-1912) und vor allem nach 1945 zu mehreren Veränderungen.

1. Festtermin – Seit wann die Namahage zu Besuch kommen, ist leider unbekannt. Sicher ist nur, dass sie ursprünglich jährlich am 15.1. des Mondsonnen-Kalenders, d.h. am ersten Vollmondstag des neuen Jahres in die Häuser zu Besuch kamen. Nach der Einführung des gregorianischen Kalenders, 1872, legten einige Weiler den Besuch auf den 15. Januar des neuen Kalenders. Während des Krieges wurde der Brauch wegen des Mangels an im Ort verbliebenen jungen Männern und in der harten frühen Nachkriegszeit nach 1945 sowie wegen der zunehmenden Landflucht ab 1960 wegen des Mangels an Freiwilligen in vielen Weilern gar nicht mehr oder nur sehr beschränkt ausgeübt. Nach 1945 haben fast alle Weiler die Namahage-Besuche auf den Abend des 31. Dezember gelegt.

2. Erhebung vom regionalen ländlichen Brauch zum nationalen Kulturgut – Um den Weiterbestand der Namahage-Tradition zu sichern und in der Hoffnung, so zugleich den Fremdenverkehr in der Region zu stärken, hat man die Neujahrsbesuche der Namahage auf der Halbinsel Oga 1978 zum „nationalen wichtigen immateriellen Volkskulturgut“ erhoben. Der Plan scheint aufgegangen zu sein, denn schon zum Zeitpunkt meines Besuches bei den Namahage am Silvesterabend 1993 soll der Brauch an über 30 Orten auf der Halbinsel gepflegt worden sein. Die Aufnahme der Namahage als eigenständiges „japanisches immaterielles Kulturgut“ in die UNESCO-Weltkul-

turerbe-Liste scheiterte anfangs. Erst 2018 wurden sie als Teil eines Pakets, dass das Brauchtum maskierter und kostümierter Besuchergottheiten (*raihōshin*) an zehn verschiedenen Orten Japans umfasste, in die Liste aufgenommen. Mit dieser werbewirksamen Registrierung dürfte die Weiterexistenz des Namahage-Brauchtums vorerst gesichert sein.

3. Veränderungen und Zähmung des Brauches – Die Landflucht und der Mangel an jungen Männern in den Weilern führten zu einer Vereinfachung, Verkürzung und angesichts diverser Empfindlichkeiten auch Entschärfung des Brauches. So dürfen die Namahage z.B. heute ohne vorherige Einwilligung des Hausherrn nicht mehr gewaltsam in ein Haus eindringen. Früher tobten sie auf der Suche nach einem „faulen" Kind oft wild durch das Haus. Dabei litten nicht nur die Tatami-Matten, sondern auch die Papierbespannung hing nach ihrem Besuch bisweilen in Fetzen aus dem Holzgerippe der Schiebetüren (*shōji*). Besonders freche oder stinkfaule Knaben wurden früher oft kurz in den schmutzigen Sack gesteckt, den die Helfer der Namahage mit sich tragen. Diese erzieherische Maßnahme ist heute nicht mehr gestattet, da man die lieben Kleinen nicht traumatisieren möchte. Wenn die Namahage früher allzu sehr mit seinem Sohn schimpften, murmelte der Vater oft entschuldigend, um die Namahage zu besänftigen, sein Sohn sei ja wirklich ein ungeratener Flegel. Heute nimmt er ihn in der Regel schützend in die Arme, wenn die Namahage versuchen, ihn an sich zu reißen oder so tun, als wollten sie ihn in den Sack stecken. Was die Sachbeschädigungen anging, blieb dem Hausherrn früher nur, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und mühsam um Fassung ringend zu sagen, der angerichtete Sachschaden sei wirklich kein Problem, da die Tatami und Schiebetüren ja ohnehin schon längst hätten erneuert werden müssen.

Ohne jede Rücksicht auf eine sich evtl. daraus ergebende Traumatisierung waren früher auch drastische Drohungen an faule, freche Knaben üblich, wie „wenn Du im neuen Jahr nicht folgsamer und fleißiger wirst, schneiden wir Dir bei unserem nächsten Besuch deine ungewaschenen Ohren ab, braten sie in Sojasoße und fressen sie gern" oder „ist die *azuki*- Bohnensuppe für Neujahr schon fertig, damit wir die Dir abgesäbelten Faulheits-Hitzepickel darein werfen und Dir die leckere Suppe dann einflößen können?" Heute dürfen die Namahage so etwas nur sagen, wenn ihnen der Vater bei der Vorbesprechung des Besuches ausdrücklich versichert hat, dass sein Früchtchen das durchaus verkraften kann. Auch vor der früher fürsorglich geäußerten Frage, ob Sie denn auch fleißig ihre ehelichen Pflichten erfüllen, bleiben beide junge Ehepartner heute in der Regel verschont.

Bei besonders verstockten Kindern ließen einige verzweifelte Eltern bis in die 1930er Jahre die Namahage in der Silvesternacht sogar dreimal zu Besuch kommen. Ihre Hoffnung war, das die drei rasch aufeinanderfolgenden Besuche der von den schneebedeckten Bergen Shinzan und Honzan kommenden wilden Gestalten und deren Drohung, das Kind auf diese von eiskalten Winden umtobten Berge mitzunehmen, dieses so nachhaltig schockieren würden, dass es sein Benehmen von Stund an bessere. In ei-

nigen Weilern sagte man dem Kind beim ersten Besuch, dass die Namahage vom Berg Honzan auf der Halbinsel Oga, beim zweiten Besuch, dass sie vom östlich der Halbinsel gelegenen Berg Taiheizan und beim dritten Besuch, dass sie diesmal über das Wasser oder das Eis der zugefrorenen Lagune Hachirōgata gekommen seien. Mit jedem neuen Besuch der rauen Gesellen drohte dem Kind also die Entführung zu einem ungastlicheren und weiter von seinem Heimatweiler entfernten Ort.

Bei Sugaes Besuch in Miyazawa, 1811, trugen die dortigen Namahage ein hölzernes Kästchen am Körper (siehe der Namahage rechts in Abb. 1). Die locker darin steckenden Gegenstände verursachten beim Gehen ein klapperndes (*kara kara*) Geräusch, das zusammen mit ihrem „*uō uā*"-Gebrüll, ihrem Stampfen vor dem Haus und dem Klingeln der auf dem Ritualstab oben angebrachten Metallringe den Einwohnern ihre Ankunft ankündigte und böse Geister vertreiben sollte.

Früher trug die Familie beim Besuch der Namahage meist Festtagskleidung (*haregi*), die bei Männern traditionell aus *haori* und *hakama* und bei den Frauen aus einem Kimono besteht. Heute tragen alle Familienmitglieder fast ausnahmslos die moderne, aus dem Westen übernommene Alltags- oder Freizeitkleidung.

Bis in die 1930er Jahre erwiesen die Namahage, nachdem sie der Hausherr begrüßt hatte, seinen Ahnen auf dem Hausaltar ihre Verehrung. Heute ist diese Sitte fast überall außer Gebrauch gekommen.

Früher erhielten die Namahage am Ende ihres Besuches vom Hausherrn oder von einem frischverheirateten Paar, bevor sie zum nächsten Haus weiterzogen, mancherorts zum Abschied einen großen Reiskuchen (mochi) aus gestampftem Klebreis. Heute schenken umgekehrt die Namahage in einigen Weilern den von ihnen besuchten Haushalten solche Reiskuchen. In allen Weilern erhalten die Namahage aber heute zum Abschied einen Geldumschlag. Schon vor dem Silvesterabend treffen in der Gemeindehalle auch großzügige Spenden von Reiswein, Bier und anderen Getränken sowie von zu deren Genuss passenden leckeren Snacks wie getrockneter Tintenfisch, Reiscracker oder Seetang-Plätzchen für die jungen, unverheirateten Männer des Weilers ein, aus deren Reihen die Namahage rekrutiert werden.

Herkunft und Charakter der Namahage – Bezüglich der Herkunft und des Charakters der Namahage kursieren auf der Halbinsel Oga folgende Theorien:

1. Einige Einheimische ohne religiöse „Antenne" meinen, die Gestalt der Namahage könnte auf eine ferne Erinnerung an möglicherweise aus dem Ausland stammende Schiffbrüchige zurückgehen, die an der Halbinsel in fremdartiger oder zerrissener Kleidung an Land gespült wurden und eine den Bewohnern der Halbinsel unverständliche Sprache sprachen.

2. Manche Agnostiker sind der Ansicht, das Namahage-Brauchtum solle an die kräftigen, wild aussehenden Gestalten der ab dem 14. Jh. auf der Halbinsel aktiven, mit der

Shingon-Schule des esoterischen Buddhismus in enger Verbindung stehenden Bergasketen (*yamabushi*) erinnern, denen der Berg Shinzan als einer ihrer Stützpunkte in Nordostjapan diente.

3. Der Wunsch, das Namahage-Brauchtum aufzuwerten, indem man ihm im Nachhinein eine uralte, exotische und obendrein auch noch kaiserliche Wurzel andichtete, könnte schon vor Jahrhunderten zur Entstehung der folgenden Legende des Shinzan-Schreines geführt haben: Von dem chinesischen Kaiser Wu von Han (Han Wudi; reg. 141-87 v. Chr.) berichten alte chinesische Quellen, er habe Expeditionen auf die Suche nach dem Kraut (der Pille) der ewigen Jugend und Unsterblichkeit ausgesandt. Eine Überlieferung in Oga lässt ihn mit einer angeblich von ihm selbst begleiteten Expedition an der Halbinsel Oga landen. Dort ließ er sich mit fünf Dienern auf den Bergen Shinzan und Honzan nieder. Seine Diener sollen sich jedoch bald in Teufel (*oni*) verwandelt haben, die jährlich an ihrem freien Tag, dem 15.1., den Menschen am Fuß der Berge die Ernte stahlen und ihre Frauen vergewaltigten. Um diesem Treiben ein Ende zu setzen, schlugen die Bauern den Teufeln vor, ihnen jährlich freiwillig ein Mädchen zur Verfügung zu stellen, wenn es ihnen gelänge, in einer Nacht, vor dem ersten Hahnenschrei, eine Treppe mit 1.000 Stufen vom Dorf im Tal bis zum auf dem Berg Shinzan gelegenen Inneren Schrein Goshado („die fünf Schreinhallen“) des Akagami-Schreines (der heute Shinzan-Schrein heißt) zu bauen. Sollte ihnen das nicht gelingen, dürften sie nie mehr zu Diebstahl und Vergewaltigung in das Dorf kommen. Die Teufel ließen sich auf dieses Geschäft ein und machten sich an die Arbeit. Als die Bauern aber sahen, dass die Teufel schon vor Sonnenaufgang 999 Stufen gelegt hatten, ließen sie rasch einen Hahnenstimmen-Imitator „*kokekokkō*“ („Kikeriki“) rufen. Die teuflischen Diener, die deshalb glaubten, der Morgen sei schon vor ihrer Fertigstellung der letzten Treppenstufe angebrochen, verließen daraufhin mit dem Kaiser wütend die Halbinsel. Einer anderen Variante der Legende zufolge kommen sie seitdem nur noch am 15.1. als Namahage ins Tal, um dort faule Menschen zu mehr Fleiß anzuhalten. Vom Akagami-Schrein auf dem Shinzan soll dann später der Namahage-Brauch seinen Anfang genommen und sich langsam auf der ganzen Halbinsel ausgebreitet haben.

4. Die von den Bergen herabsteigenden Namahage wurden früher in einigen Weilern als Boten oder Verkörperungen der Berggottheit (*yama no kami*) angesehen.

5. Seit alters wird in Japan vielerorts geglaubt, dass die Berggottheit im Frühjahr ins Tal steigt, wo sie dann als Reisfeldgottheit wirkt, bis sie im Herbst wieder als Berggottheit in die Berge zurückkehrt. Einige Forscher sind daher der Ansicht, dass die Namahage früher auch als Gottheit der Reisfelder angesehen wurden. Der alte japanische Glaube an die dem Reis und dem Reisstroh innewohnende Kraft der Reisfeldgottheit mag dazu geführt haben, dass man die Reisstrohhalme, die sich beim Herumtoben der Namahage im Haus aus ihrer Kleidung gelöst haben und auf den Boden gefallen sind, als wertvolle Glücksbringer und Amulette aufhob. Als solche gelten sie noch heute. Wenn während des Besuchs der Namahage keine Halme auf den Boden gefallen sind, helfen einige

mutige, aufgeweckte Kinder und jüngere Teenager ihrem Glück ein wenig nach, indem sie, bevor die Namahage das Haus verlassen, von hinten kommend flink an ihnen vorbeilaufen und dabei die begehrten Reisstrohhalme aus dem Umhang herausrupfen. Als Glücksbringer und Amulette befestigen sie diese dann an ihrem Körper. Um den Hals gewickelt, sollen die Halme Schluckbeschwerden und Halsschmerzen heilen, und um den Kopf gewickelt, sollen sie klug machen und z.B. helfen, eine Prüfung zu bestehen. In den Weilern, in denen die Namahage den von ihnen besuchten Haushalten Reiskuchen schenken, glaubt man, dass die Bewohner, wenn sie davon essen, im neuen Jahr gesund bleiben und auch bei ihren Aktivitäten außerhalb des Weilers vor Arbeitsunfällen, Krankheiten und anderen Gefahren geschützt sind.

6. Schließlich hört man auch die Ansicht, die Namahage seien früher in einigen Weilern als Verkörperung der zu Neujahr Glück und Segen in das Haus ihrer Nachkommen bringenden Ahnenseelen bzw. Ahnengottheit verehrt worden. Letztere wurden in Japan oft weitgehend mit der Berggottheit identifiziert. Als welche Gottheit die Namahage wann und in welchem Weiler verehrt wurden, lässt sich nicht mehr herausfinden. Fest steht immerhin, dass sie früher von vielen Menschen auf der Halbinsel als Verkörperung einer Gottheit angesehen wurden und vereinzelt heute noch werden. Ihren göttlichen Status verrät nicht zuletzt ihr bis in die 1930er Jahre um den Leib getragenes Bannseil (*shimenawa*) sowie der von den männlichen Namahage heute noch bei ihrem Hausbesuch in der rechten Hand gehaltene Ritualstab. Er ist aus einem knotigen Zelkovenstock (Ast) verfertigt und ein weiterer Hinweis darauf, dass man die Namahage als eine von den Bergen herabkommende Besuchergottheit ansah. Von den Bergen geholte Zweige eines immergrünen Baumes wie der Zelkove oder noch häufiger des *sakaki*-Baumes spielen im Shintō und im Volksglauben eine wichtige Rolle. Japanische Gottheiten haben zwei Erscheinungsformen, eine sanfte, freundliche (*nigi mitama*) sowie eine raue, wilde (*ara mitama*). Das teilweise wilde Auftreten der Namahage ist darauf zurückzuführen, dass sie eher die raue Erscheinungsform der Gottheit verkörpern.

7. Heute werden die Namahage häufig als Verkörperungen von Teufeln (*oni*) bezeichnet und zumindest seit Beginn des 19. Jahrhunderts werden sie auch mit dem für Tiere verwendeten an die Zahl angehängten Zählwort *hiki* gezählt. Drei Namahage heißt also auf Japanisch „Namahage *sanbiki*“(drei Namahage[-Tiere]). Wie Japans Gottheiten haben auch seine Teufel zwei Erscheinungsformen. Neben den Zügen eines teuflischen Dämons, bösen Geistes oder einer wilden, boshaften Gottheit weisen die Teufel auch Züge eines hilfsbereiten freundlichen Schutzgeistes auf, der zwar ziemlich grob und schrullig ist, den Menschen aber, wenn sie ihm höflich begegnen, wohl gesinnt ist. Die Vorstellung, dass die Namahage keine wilde Gottheit, sondern ein wilder Teufel seien, beruht neben ihrem wilden Verhalten wesentlich auf der von ihnen getragenen, immer leicht zerfleddert wirkenden Kleidung und der in einigen Weilern furchterregenden, großen gehörnten Maske. Tatsächlich weisen aber keineswegs alle heutigen und älteren Masken oben zwei Hörner auf. In den am Fuß der Berge Shinzan und Honzan gelegenen Weilern weist keine der Masken Hörner auf, weil die vom Berg herabsteigenden Wesen eben nicht als Teufel, sondern als Besuchergottheiten gelten. Auch die aus

der Tokugawa-Zeit (1600-1867) stammenden ältesten erhaltenen Masken sollen keine Hörner tragen. Die Vorstellung, dass die Namahage Teufel seien, ist also jünger als der Glaube, dass sie Besuchergottheiten sind. Zahlenmaterial zu der Frage gibt es zwar nicht, aber es scheint so, dass ausschließlich Kinder im Vorschulalter die Namahage als Teufel ansehen, vor denen sie sich fürchten müssen.

Jugendliche und Erwachsene sehen den Besuch der Namahage heute fast ausnahmslos als einen an ihre Kindheit und die vergleichsweise raueren alten Zeiten erinnernden Brauch, und für einige Eltern sind die Namahage eine willkommene Unterstützung bei ihren Bemühungen, ihren Kindern die im Weiler geltenden Werte zu vermitteln und sie zu nützlichen Mitgliedern der Gemeinschaft zu erziehen. Gleich, ob sie es nun als Gottheit, als Teufel oder nur als Brauchtumsträger tun, hofft man, dass die Namahage neben ihren Ermahnungen der Kinder und jungen Paare bei ihrem Besuch zugleich alle Unreinheiten des auslaufenden Jahres beseitigen und den Menschen Glück und Segen im neuen Jahr bringen.

IV.

Das Kinekosa-Fest und sein Jahresorakel – Bis heute sind vor allem im ländlichen Japan Jahresorakel (Jahresdivinationen, *toshi-ura*) weit verbreitet. Die meisten werden am Kleinen Neujahr (14.-16. bzw. 13.-20.1. nach dem Mondsonnen-Kalender), die übrigen am Erntefest oder im Hochsommer durchgeführt. Dabei sucht man den Ertrag des Fischfangs oder der Ernte im neuen Jahr durch Wettkämpfe in Form von Tauziehen, Rangeleien um Amulette, Bogenschießen oder durch Reis-, Reisgrützen- oder Bohnenorakel u. ä. zu ergründen. Häufig wurden die Jahresorakel früher von Reisfeldvergnügen (*ta asobi*) und/oder Reisfeldmusik (*dengaku*) mit rituellen Feldarbeiten, humoristischen Einlagen und akrobatischen Übungen begleitet, die sich aus alten magischen Ritualen der Bauern entwickelt haben und mit der Bitte um eine reiche Ernte verbunden sind.

Hier möchte ich nun ein als Jahresorakel veranstaltetes **Bambus-Orakel** vorstellen, das noch heute Elemente von Reisfeldvergnügen und Reisfeldmusik aufweist. Dieses wörtlich „Orakel des abknickenden Bambus“ (*take ori-ura[nai]*) ist das wichtigste Ritual des jedes Jahr am 17.1. (nach dem Mondsonnen-Kalender) gefeierten Kinekosa-Festes des Shichisho-Schreines (Shichisho-sha). Dieser 17.1. liegt heute meist im Februar, kann aber auch noch Anfang März liegen. Bei meinem Besuch des Festes 1990 lag er am 12. Februar. Der Schrein liegt im ehemaligen Dorf Iwatsuka an der Brücke, auf der die alte Landstraße nach Saya (Saya-kaidō) den Fluss Shōnai-gawa überquert. Aus dem Dorf ist inzwischen das Iwatsuka-Viertel (I.-chō) des Nakamura-Bezirks (N.-ku) im Westteil der Stadt Nagoya in der Präfektur Aichi geworden.

Das Kinekosa-Fest soll auf landwirtschaftliche Rituale zurückgehen, die in Iwatsuka schon im Altertum begangen und dann in das Mita-*matsuri* (Erlauchtes Reisfeld-Fest) des Mita-Schreines (Mita-*sha*, Erlauchter-Reisfeld-Schrein) integriert wurden, dessen

Existenz schon im 927 herausgebenen Zeremonialwerk *Engi-shiki* bezeugt ist. Später ließ der Atsuta-Schrein (im heutigen Nagoya) im Gebiet des Dorfes Iwatsuka und des Mita-Schreines sechs kleine Andachtsstätten (*reihaisho*) errichten. Diese Andachtsstätten und der Mita-Schrein wurden dann mit ihren Kultgottheiten in das Schreingelände (*keidai*) des 1425 in Iwatsuka neu errichteten Schreins verlegt, der daher den Namen Shichisho-*sha* (Sieben-Stätten-Schrein) erhielt. Vom Mita-Schrein hat der Shichisho-Schrein neben dessen Kultgottheit, der Nahrungsgöttin Toyouke no ōkami, auch das Mita-Fest (Mita-*matsuri*) übernommen, auf dem die Menschen die Göttin um das Gedeihen der Feldfrüchte baten und in einem Jahresorakel den Ernteausgang erfragten.

Wie aus alten Dokumenten hervorgeht, hat der Schrein das mittlerweile meist Kinekosa-Fest genannte Mita-Fest im Großen und Ganzen bis heute in seiner alten Form (Gottesdienst – Prozession durch die Gemeinde – Jahresorakel – diverse Aufführungen im Schreingelände – Schlussgottesdienst) weitergeführt. Der Name Kinekosa-Fest kommt von *kine* und *kosa*, den beiden wichtigsten bei dem Fest zum Einsatz kommenden Attributen (*saigu*). *Kine* heißt der hölzerne Stößel (*tategine*), mit dem man den Reis stampft, und *kosa* bezeichnet in Iwatsuka offiziell den durch das Stampfen entstandenen *mochi*-Reis. Darüber hinaus wird der Stößel in Japan aber traditionell auch mit dem männlichen Geschlechtsteil gleichgesetzt und das *kosa* wird in Iwatsuka von Teilen der Bevölkerung inoffiziell gern als Hoden interpretiert. Das Stampfen des *mochi*-Reises (*mochi tsuki*) wiederum gilt in ganz Japan traditionell als Symbol für den Geschlechtsverkehr, wobei der Stößel das männliche und der Mörser, in dem der Reis liegt, das weibliche Geschlechtsteil darstellt.

Mit dem Jahresorakel auf dem Kinekosa-Fest will man von den Gottheiten – insbesondere natürlich von der Nahrungsgöttin – den Ernteertrag des neuen Jahres erfahren. Mit den anderen Ritualen und Aufführungen bittet man die Gottheiten um das Wohlergehen seiner Nachkommen (*shison han'ei*), um Frieden im ganzen Land (*tenka taihei*), um das Gedeihen der Fünf Feldfrüchte (*gokoku hōjō*) sowie um das Vertreiben bzw. Fernhalten jeglichen Unheils (*yaku yoke, sainan yoke*). Besonders berühmt ist das Fest wegen des Schutzes vor Unfällen und anderem Unheil, den es seinen Teilnehmern verspricht. Um den Erhalt des Festes mit seinen teilweise bis in das 9. Jahrhundert zurückreichenden Ritualen zu sichern, hat man es 1957 zum Immateriellen Volkskulturschatz der Stadt Nagoya (Nagoya-*shi mukei minzoku bunkazai*) ernannt. Diese Ernennung hat die Stadt 1976 noch einmal bekräftigt.

Die Organisation des Festes und die persönliche Durchführung seiner Rituale liegen heute in den Händen des Schreins und der von ihrem 41. bis 43. Lebensjahr im Unglücksjahr-Verein (Yakudoshi-kai) zusammengeschlossenen Männer der Gemeinde. Als Haupt-Unglücksjahre (*hon yaku*) gelten bei Männern meist das 25., 42. und 61. Lebensjahr. Die allergrößte Gefahr (*tai yaku*) droht Männern aber in ihrem 42. Lebensjahr. Als Unglücksjahre bei Kindern und Jugendlichen werden das 7. und das 13. Le-

bensjahr angesehen. In diesen Lebensjahren ist man besonders von Krankheiten oder sonstigem Unheil bedroht. Auch im Jahr vor (*mae yaku*) und nach (*ato yaku*) dem Haupt-Unglücksjahr sollte man sich vorsichtig verhalten. Bei den Unglücksjahren gilt die japanische Zählweise, nach der man bei der Geburt bereits ein Jahr alt ist.

Als ehrenamtlich tätige Veranstalter (*sewayaku*) und Dienstleistende (*hōshisha*) beim Fest besorgen die Mitglieder des Unglücksjahr-Vereins, unterstützt von jüngeren und älteren Männern, die sich ebenfalls gerade in einem Unglücksjahr befinden, dem Schrein gratis alles, was er für die Durchführung des Festes benötigt. Vor allem wählen sie zehn 42-jährige Männer und zwei zwölfjährige (nach westlicher Rechnung elfjährige) Jungen aus, die „Darsteller" (*yakusha*) genannt werden und auf dem Fest beim Jahresorakel, bei der Prozession sowie beim Ritual des Übelvertreibens (*yaku harai*, *yaku yoke-shinji*) die Hauptrolle spielen. Die Mitglieder des Vereins organisieren auch die Trommler und Flötenbläser und rekrutieren die während des Festes als Tänzerinnen auftretenden Mädchen und Frauen. Schließlich sorgen sie auch für die Vorbereitung des Schreingeländes, stellen Ordnungskräfte (*keibi*) und einen 61-jährigen, also in einem Unglücksjahr befindlichen erfahrenen Mann als Verbindungsmann (*kaigo*) zwischen den Priestern und den einzelnen Akteuren während des Festes zur Verfügung.

Zwei Tage vor dem Fest ziehen die zwölf Darsteller in das Verwaltungsgebäude (*shamusho*) des Schreins. Dort unterwerfen sie sich zur Vorbereitung auf ihren Kontakt mit der Gottheit beim Jahresorakel verschiedenen Askese-, Reinheits- und Enthaltsamkeitsregeln (*shōjin kessai*). Um ihre kultische Reinheit zu wahren, werden ihre traditionellen Mahlzeiten an einer eigenen Feuerstelle (*bekka*) ohne Mithilfe oder Kontakt zu Frauen zubereitet. Jeden Morgen bis zum Morgen des Festtages unterziehen sie sich im Freien vor Sonnenaufgang rituellen Waschungen (*mokuyoku, saikai*). Dabei gießen sie sich nackt reines kaltes Wasser (*jōsui*) über den Rücken (*mizu gori*) und waschen sich damit den ganzen Körper ab (*misogi*). Tagsüber verrichten sie Gebete, stellen im Haus des Oberpriesters gemeinsam ein Bannseil her und werden von Kinekosa-erfahrenen Vertretern der Schreingemeinde (*ujiko sōdai*) in den verschiedenen Festritualen unterwiesen.

Am Morgen des Festes nehmen sie nach ihrer frühmorgendlichen rituellen Waschung gegen 5 Uhr in der zugigen kalten Bethalle (*haiden*) des Schreines an einem Gottesdienst teil. Bei diesem Gottesdienst, mit dem die Feierlichkeiten des Kinekosa eröffnet werden, bringt man den Gottheiten u.a. immergrüne *sakaki*-Zweige dar, und der Oberriester rezitiert laut ein zum glücklichen Anlass des Festes passendes altes Ritualgebet (*norito*). Dann sehen Priester, Darsteller und Vertreter der Schreingemeinde zu, wie einige Frauen, die sich gerade in einem Unglücksjahr befinden, zu *kagura*-Melodien Votivtänze aufführen, mit denen sie die Gottheiten bitten, sie in diesem Jahr von Unheil frei zu halten. Die Hauptunglücksjahre für Frauen sind ihr 19., 37. und vor allem ihr 33. Lebensjahr.

Abb. 7: Bambuszweig-Amulett mit kine- *und* kosa-*Symbolen.*

Gegen 11 Uhr finden sich die ersten Zuschauer ein. Auf dem Weg zum Schrein hat man einige kleine Stände aufgebaut. Sie locken die Festbesucher mit billigen Kindervergnügungen wie dem Angeln von Fischchen aus einer Schüssel, mit Getränken sowie mit den beliebten, mit Oktopus-Stückchen gefüllten gebratenen Teigkugeln (*tako yaki*) und anderen leckeren, in der Winterkälte willkommenen heißen Häppchen. Unter den Besuchern finden sich auch Schüler der Grundschulen des Viertels, die an diesem Tag schulfrei bekommen haben, damit sie sich das Fest ansehen und so etwas über die Tradition ihres Heimatortes lernen können. Im Schrein werden die üblichen Amulette aus Holz, Papier oder in Brokatbeutelchen angeboten, die den Gläubigen Schutz und Erfolg in allen Lebenslagen bieten. Eine besondere Attraktion stellen die beblätterten Bambuszweige dar, an denen mehrere Miniaturausgaben der Festsymbole Stößel und *mochi*-Reis befestigt sind. Wer einen derart geschmückten Zweig (Abb. 7) als Amulett bei sich zu Hause auf dem Hausaltar befestigt, ist mit seiner Familie im neuen Jahr gegen alles Unheil gefeit und macht auch den verstorbenen Familienmitgliedern, derer man am Hausaltar gedenkt, eine Freude.

Gegen 12 Uhr ziehen sich die zwölf Darsteller für das Jahresorakel um. Sie legen einen weißen, aus einem 36 cm breiten und 1 m langen Baumwollstreifen bestehenden sog. Etchū-Lendenschurz (*E.-fundoshi*) und eine Bauch und Nieren vor der Kälte schützende weiße Leibbinde (*haramaki*) an. Auf dem Weg zum Orakelplatz und zurück tragen sie auch noch einen bademantelartig aussehenden weißen, mit blauen Zeichnungen der Festsymbole verzierten *yukata* aus leichter Baumwolle. (*Yukata* trägt man in Japan oft nach dem Baden oder zum Schlafen. Im Sommer kann man kann sie aber in Thermalbädern und bei manchen Festen vor allem abends problemlos auch auf der Straße tragen.)

Um 12.30 Uhr etwa erscheinen die zwölf Darsteller im Innenbereich des Eingangs des Verwaltungsgebäudes und ziehen dort im Ritual des „Einkreisens des Feuers“ (*hi kakomi*) mehrmals um ein in einem ausgehöhlten Baumstumpf loderndes Feuer.

Dabei teilen sie den vor dem Eingang wartenden Zuschauern mit, dass sie gerade beim Reisumpflanzen (*taue*) seien. Dann stürzen sie plötzlich ins Freie und laufen zu einer Untiefe (Furt) des nahen Shōnai-Flusses, wo man inzwischen am Ufer einen temporären Reinigungsplatz (*harae dokoro*) errichtet hat. Dieser wird von vier Reinigungs-Bambusstangen (*imi dake*), die beblätterte Zweige an der Spitze tragen, umgrenzt, um die man ein dünnes Bannseil gespannt hat. Vor dem Reinigungsplatz spricht der Oberpriester das seit dem Altertum bei kultischen Reinigungen verwendete Ritualgebet (*ō harae no kotoba*) und schwingt, um sie von allen ihnen evtl. noch anhaftenden Verunreinigungen zu befreien, einen Reinigungsstab (*haraigushi*) über die Darsteller und über die von ihnen als wichtigstes Kultgerät für das Jahresorakel mitgebrachte rund 8 m lange, junge bläulichgrüne Bambusstange (*aodake*), die an ihrer Spitze noch Zweige mit langen, schmalen Blättern trägt.

Bambus und seine Blätter gehören zu den Objekten, auf welche die japanischen Gottheiten sehr gern herabsteigen. Zweige mit Bambusblättern (*sasa*) gehören daher wie *sasaki*-Zweige, Bögen, Schwerter, Hellebarden und Kürbisse (*hisago*) auch zu den Objekten, die von Tänzerinnen und Tänzern der religiösen *kagura*-Tänze in der Hand gehalten werden. Auch als Tauf-Wedel, den die Tänzer beim Heißwasser-*kagura* gern in das heiße Wasser stecken, um dann die umstehenden Zuschauer und Gläubigen mit dem Segen bringenden Nass zu bespritzen, werden neben Reisstrohbündeln gern auch Zweige mit Bambusblättern benutzt.

Nach ihrer kultischen Reinigung ziehen die Darsteller ihre *yukata* aus und begeben sich, angefeuert vom Spiel der am Ufer wartenden Trommler (zwei junge Frauen, ein junger Mann) und Flötenbläser (drei alte Männer) sofort in das eisige Wasser und waten bis in die Mitte des Flusses. Dort rammen sie die an ihrem unteren Ende angespitzte Bambusstange an einer vorher als sicher markierten Stelle in den Flussboden. Zwei Männer der Freiwilligen Feuerwehr mit Schwimmweste und einem Feuerhaken an einer rund 2 m langen Stange passen auf, dass niemand ertrinkt oder verletzt wird. (Der Feuerhaken dient dazu, einen im schlammigen Flussboden ausgerutschten Darsteller notfalls an seinem Schurz oder an seiner Leibbinde aus dem Fluss zu fischen.) Während des folgenden Orakels halten die beiden neben dem Feuerhaken auch noch eine rund 2,5 m lange, auf dem Flussboden stehende Reinigungs-Bambusstange mit Bambusblättern in der Hand. Mit diesen Reinigungs-Bambusstangen markieren sie den zwischen ihnen aufgepflanzten Orakelbambus als heiliges Objekt.

Während die übrigen Darsteller jetzt das seit 1425 überlieferte „Festlied zum Aussäen des Reissamens“ (*tane oroshi-saibun*) singen, beginnt ein sportlicher Darsteller, der auf dem Fest meist auch das prestigeträchtige, aber körperlich anstrengende Amt des Trägers der schweren Vollmaske des Löwenkopfes (*shishi atama*) ausübt, die Stange des Orakelbambus zu erklettern. Vorher oder erst auf seinem Weg an die Spitze des Bambus wirft er ein großes Amulett der vor Epidemien schützenden Gottheit Gozu Tennō in den Fluss. Die anderen versuchen zwar, ihn durch energisches Schütteln des

Bambus daran zu hindern, die Spitze zu erreichen, doch noch bevor sie damit Erfolg und ihn in den Fluss geschüttelt haben, neigt sich der Bambus unter seinem Gewicht (Abb. 8) und bricht im unteren Drittel ab. Damit verliert der Darsteller seinen Halt und fällt, wie die abgebrochene beblätterte Bambusspitze, mit einem lauten Klatschen in den Fluss.

Abb. 8: Der Orakelbambus neigt sich in eine gute Richtung. Ganz links ein Feuerwehrmann mit Feuerhaken.

Die Darsteller und die Zuschauer am Ufer, unter denen sich, in steifen schwarzen Anzügen steckend, die übrigen Unglücksjahr-Männer der Gemeinde befinden, jubeln, und die Trommeln werden wilder und die Flöten schriller, als sie sehen, dass der Bambus in Richtung Süd-Südost gefallen ist. Das bedeutet nämlich „Großes Glück“ (*daikichi*) und verspricht Iwatsuka eine gute Ernte und die Erfüllung anderer zeitgemäßer Wünsche im neuen Jahr. Die Darsteller klettern nun, verfroren aber glücklich, rasch aus dem eisigen Wasser auf das Ufer, ziehen sich wieder ihre *yukata* an und laufen zum Verwaltungsgebäude des Schreins. Dort wärmen sie sich auf, nehmen eine warme Mahlzeit zu sich und ziehen dann ihre Festkleidung für die um 14 Uhr beginnende „Prozession nach alter Tradition“ (*koshiki gyōretsu*) an. Die Zuschauer nehmen inzwischen an den vor dem Schreintor aufgebauten Ständen ein paar Happen zu sich oder lassen sich im Schreingelände von den unermüdlichen Trommler(inne)n und Flötenbläsern unterhalten.

Um 14 Uhr macht sich die „Prozession nach alter Tradition“ zum Klang von Trommeln und Flöten auf den Weg durch die Schreingemeinde. Sie zieht dabei langsam vom Schrein auf die Sanya-Landstraße und dann wieder zurück. Hinter zwei Ordnern folgen zwei Männer im Unglücksjahr, die jeder eine an einem langen Stock hängende Papierlaterne (*takabari chōchin*) tragen. Dahinter gehen ein Priester (*kannushi*) und weitere Unglücksjahr-Männer (*yakudoshi otoko*) in schwarzen Anzügen, von denen einige einen offenen kleinen Wagen ziehen, auf dem zwei große Spiegel-Reiskuchen liegen. Die als Opfer für die Gottheiten bestimmten Reiskuchen werden von den vier in den Ecken des Wagens aufgesteckten Bambuszweigen (*sasa*) als kultisch reine Objekte

markiert. Hinter dem Wagen folgen acht junge Tanzmädchen (*maiko*), die wie Schreintänzerinnen (*miko*) gekleidet sind und auf dem Kopf ein Diadem mit Blüten darauf sowie *sakaki*-Zweige in den Händen tragen. Hinter ihnen schreiten ihre stolzen Mütter. Dahinter kommen eine junge Trommlerin, die auf zwei auf einem Wagen befestigte Trommeln schlägt, sowie ein junger und vier ältere Flöten blasende Unglücksjahr-Männer und ein Ordner. Ihnen folgen hinter einem Flötenbläser mit einer sehr langen Querflöte als Hauptakteure des Festes die zehn 42-jährigen und die zwei 12-jährigen Darsteller. Sie tragen die traditionelle aus *haori*-Jacke und *hakama*-Hosenrock bestehende Männerkleidung für feierliche Anlässe und einige von ihnen haben einen kleinen schwarz lackierten Hut auf dem Kopf.

Die Darsteller bzw. die von ihnen getragenen Attribute erscheinen in der Reihenfolge

1. Löwenkopf (*shishi atama*),
2. Löwenhinterleib (*ato furi*),
3. von einem Jungen gezogener Hund auf Rädern, der um seinen Hals ein Strohseil trägt, von dem gezackte Papierstreifen (*shide*) herabhängen,
4. von einem Jungen getragener Falke,
5. gestampfter Reis in einem schlauchartigen Sack (*kosa*, Abb. 9),
6. an beiden Enden feuerroter hölzerner Stößel (*kine*, Abb. 9),
7. Reinigungshellebarde (*imi hoko*),
8. rotes Tuch, das ein erwachsener *chigo*-Page über seinen Kopf gezogen trägt,
9. Landarbeiter (*kōsaku*) und
10. Unterhalter beim Reispflanzen (*ta gyōji*), der ein geschmücktes Schild mit der Aufschrift „Friede im Land“ (*tenka taihei*) auf der einen und „Gedeihen der Fünf Feldfrüchte“ (*gokoku hōjō*) auf der anderen Seite trägt. Landarbeiter und Unterhalter tragen gemeinsam einen großen Topf mit Saatreis, auf dem eine Puppe im roten Kimono sitzt. Ihnen folgen
11. Schirmhellebarde (*kasa hoko,* Abb. 9) und
12. Bogenschütze (*ite*), der einen langen Bogen trägt.

Gegen 15 Uhr trifft die Prozession wieder im Schrein ein, wo die Unglücksjahr-Männer die großen Spiegelreiskuchen als Spende an die Gottheiten abliefern und sich dann mit den Darstellern in der Festlied-Halle (*saibun-den*) niederlassen. Während der folgenden kurzen Feier (*saiten*) reißt sich der Darsteller des Pagen (*chigo*) plötzlich das rote Tuch vom Kopf und führt zu Ehren der Gottheiten einen einfachen kurzen *kagura*-Tanz auf. Dabei hält er einen Schellenstab (*kagura suzu*) in der rechten und einen Fächer (*ōgi*) in seiner linken Hand. Danach führen sechs Mädchen (im Idealfall im Unglücks-

jahr von 13 Jahren) als Schreintänzerinnen (*miko*) einen *kagura*-Tanz auf, bei dem sie einen *sakaki*-Zweig in der Hand halten. Der Tanz der Frauen am frühen Morgen und der Tanz der sechs Mädchen sind die einzigen Auftritte von Frauen im Ritual dieses Festes. Das hat auch schon zu zarter Kritik geführt.

Abb. 9: Die Prozession mit der Schirmhellebarde (ganz links) und den Trägern des kine- *bzw.* kosa-*Symbols rechts im Bild.*

Nach der kurzen Feier im Schrein findet im Schreingelände im Freien gegen 15.30 Uhr das Unheilvertreibe-Ritual (*yaku yoke-shinji*) statt. Es beginnt damit, dass die Darsteller in der gleichen Reihenfolge wie bei der vorangegangenen Prozession mehrmals im Kreis durch das Schreingelände ziehen (*sō mawari*). An ihrer Spitze geht neben einem Priester des Schreins der Darsteller, der mittags auf den Orakelbambus geklettert ist, und der nun in seinen hoch erhobenen Händen einen Papierstreifen mit dem Text des „Festliedes zum Aussäen des Reissamens“ hält, den er unterstützt von dem Priester und den anderen Darstellern laut singend vorträgt. Am Ende des Liedes rufen die Darsteller ein alle Teilnehmer anfeuerndes dreifaches „*wasshoi*“.

Das nun folgende Ritual des Austreibens des Unheils (*yaku yoke, yaku harai*) wird heute von den meisten Anwesenden als Höhepunkt des Kinekosa angesehen. Die Darsteller ziehen jetzt innerhalb des Schreingeländes im Kreis umher und führen nacheinander, in Richtung der Bethalle des Schreins gewandt, auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Strohmatte mit ihren Fest-Attributen (*saigu*) Handlungen vor, die an die alten Feldvergnügungen (*ta-asobi*) und Feldmusik (*dengaku*) erinnern.

So tanzen z.B. die Männer mit Löwenmaske und Löwenleib auf der Matte einen Löwentanz; die beiden Jungen-Darsteller führen ihren Hund bzw. Falken vor; der Träger des Stößels, der auch einen weißen Stoffring von geschätzt 30 cm Durchmesser bei sich trägt, der als Symbol für einen Mörser bzw. für das weibliche Geschlechtsteil gilt, zeigt unter dem Gelächter der Zuschauer, was das Symbol „Stößel“ mit dem weiblichen Symbol anfangen kann, wobei ihn der Träger des gestampften Reises (*kosa*) freudig unterstützt; der Träger der Reinigungshellebarde schwenkt diese über die Köpfe der Gläubigen und vertreibt so alles herumlungernde Böse; die Schirmhellebarde, das größte

Festobjekt, wird von drei Trägern stolz vorgeführt, und der Bogenschütze schwenkt seinen Langbogen wie der Träger der Reinigungshellebarde vorsichtig über die Köpfe der Zuschauer. Während ein Darsteller gerade auf der Strohmatte an seinem Attribut seine Künste zeigt, ziehen die anderen weiter im Kreis durch das Gelände und schlagen dann unvermittelt mit ihren Attributen die umstehenden Zuschauer auf den Po oder, wenn sie gesund aussehen, auch auf den Rücken oder sogar auf den Kopf. Sie zögern auch nicht, unter dem Gejohle der Besucher einem vor ihrer Waffe Flüchtenden nachzujagen, um ihm einen kräftigen Schlag zu verpassen. Besonders beliebt als Waffe ist unter den Festsymbolen die Schirmhellebarde, die an ihrer Spitze einen breiten stumpfen Schirm trägt, mit dem man einem reinigungsbedürftigen Gläubigen, ohne Gefahr einer Verletzung, eher einen Schubs als einen Schlag verpassen kann. Unter dem Gejohle der freudig erregten Zuschauer treffen die Träger der Hellebarde mit ihrem breiten stabilen Schirm mitunter auch zwei nah beinander stehende Pos gleichzeitig und haben so zwei Gläubige auf einen Streich für ein Jahr von drohendem Unheil befreit. Japaner sind eben sehr praktisch veranlagt. Natürlich gibt es auch Zuschauer(innen), die sich bewusst in ausreichender Entfernung halten, um nicht „gereinigt“ zu werden. Das Besondere bei diesem Fest ist, dass auf ihm fast nur Männer auf den Po geschlagen werden. Bei diesen handelt es sich meist um 25-, 42- oder 61-jährige Männer in einem Hauptunglücksjahr, bzw. um Männer im Jahr davor (*mae yaku*) oder danach (*ato yaku*). Vor allem die älteren Männer im 43. oder 61. Jahr laufen auch nicht weg, sondern strecken ihren Po den mit ihrem Attribut angreifenden Darstellern sogar entgegen, weil sie – wie mir ein gebrechlich wirkender älterer Herr verriet – sicher sein wollen, dass dieser gepolsterte Körperteil und nicht etwa die Rückenwirbel oder die Nieren getroffen werden. Das Ritual des Unheilvertreibens dauert etwa eine Stunde, bis dann ein Pfeilschuss des Bogenschützen in den Himmel das Ende des Unheilvertreibens ankündigt. Alle Aktiven begeben sich jetzt zurück in den Schrein. Dort berichtet (*hōkoku-sai*) man den Gottheiten über den erfolgreichen Verlauf des Festes und dankt ihnen noch einmal für ihr Kommen. Dann werden die großen Spiegel-Reiskuchen zerteilt und die Einzelstücke als eine Art Amulett an interessierte Teilnehmer und Zuschauer verteilt.

Der Wandel des Kinekosa-Festes – Das Kinekosa war durch die Jahrhunderte ein von der Landwirtschaft geprägtes Fest. In Gebeten und mit Ritualen, bei denen die Feldarbeiten nachgeahmt und von einem Unterhaltungsprogramm (*ta asobi, dengaku*) begleitet wurden, bat man die Gottheiten um Gesundheit, Freiheit von Unheil und Frieden im Land, aber vor allem um eine reiche Ernte, und suchte mit Hilfe des Jahresorakels den Ertrag der Ernte im neuen Jahr zu ergründen. Das als „Orakel des abknickenden Bambus“ durchgeführte Jahresorakel war daher bis in die frühen Jahre nach 1945 das wichtigste Ritual des Festes.

Wie in fast allen Dörfern Japans lagen auch in Iwatsuka die einen „sportlichen“ Einsatz erfordernden Aufgaben auf dem Fest früher in den Händen der jungen Männer um die Zwanzig. Bevor alle gesunden jungen Männer ab den 1930er Jahren bis 1945 in die

Streitkräfte eingezogen wurden, hatte jedes der zehn Viertel von Iwatsuka jährlich einen jungen Mann ausgewählt, der es auf dem Kinekosa-Fest als Darsteller vertrat. Das Amt des Darstellers galt als eine große Ehre, und da das Fest in der landwirtschaftlich stillen Zeit stattfindet, gab es immer genug Freiwillige. Als das Dorf aber Teil der Stadt Nagoya wurde, verlor Iwatsuka rasch seinen bäuerlichen Charakter. Immer mehr junge Männer verdienten ihren Lebensunterhalt jetzt statt als Bauern als Arbeiter oder Angestellte. Für sie war es oft unmöglich, von ihrem Arbeitgeber für die Teilnahme am Fest und an den diesem voraufgehenden Reinigungstagen frei zu bekommen. Ab den 1950ern sah man sich daher zunehmend gezwungen, 12 bis 15 Jahre alte Mittelschüler und notfalls sogar kräftige 11-jährige Grundschüler als Darsteller zu rekrutieren. Zu dieser Zeit wurden die als Darsteller ausgewählten Jugendlichen und jungen Männer, während sie den Askeseregeln zur Vorbereitung auf den Kontakt mit der Gottheit auf dem Fest unterworfen waren, von 24 bis 26 Jahre alten, in einem Unglücksjahr befindlichen jungen Männern mit Mahlzeiten versorgt, die auf einem separaten, reinen Herdfeuer gekocht wurden.

Die freiwillige Übernahme solcher Arbeiten oder eines anderen mit hohem Zeitaufwand und Kosten verbundenen Amtes bei den Neujahrsritualen gilt wie z.B. auch das Tragen eines roten Gegenstandes am Körper (wie das rote Tuch, das den Kopf des Pagen auf dem Kinekosa bedeckte) traditionell als ein wirksames Mittel, mit dem Männer im Unglücksjahr sich von Unheil befreien oder ihr Risiko, von Unheil befallen zu werden, verringern können. Als sich die Vorbereitungen auf die Aufnahmeprüfungen für eine gute Oberschule spätestens ab den 1970er Jahren für viele Mittelschüler zu einer wahren Prüfungshölle (*shiken jigoku*) auswuchsen, wurde es immer schwieriger, sie als Darsteller zu gewinnen. Die Folge war, dass sich einige 42-jährige Männer im Unglücksjahr, die, um ihr Risiko, von Unheil getroffen zu werden, zu mindern, oft auch vorher schon aktiv bei der Festorganisation mitgewirkt hatten, nun zunehmend gezwungen sahen, selbst in die anstrengende Rolle eines Darstellers zu schlüpfen. Bei meinem Besuch, 1990, nahmen nur noch zwei 11-jährige Grundschüler als Darsteller teil.

Früher zogen die Darsteller schon eine Woche vor dem Festtermin in einen Reinigungsbau (*imiya*) im Schreingelände, um weitgehend vor den Verunreinigungen des Alltags geschützt zu sein. Heute ziehen sie zu diesem Zweck zwei Tage vor dem Fest in das vergleichsweise komfortable Gebäude der Schreinverwaltung um.

Bis kurz nach 1945 waren die Darsteller bei ihren rituellen Güssen und Waschungen mit kaltem Wasser vor Sonnenaufgang völlig nackt. Heute tragen sie dabei einen blütenweißen Lendenschurz. Auch bei der Durchführung des Bambusorakels im Fluss waren sie früher völlig nackt, um Gottheiten und Zuschauern beim Orakel mit ihrer drei Tage lang gründlich mit kaltem Wasser geschrubbten blanken Haut ihre kultische Reinheit zu zeigen.

Die Obrigkeit hatte schon kurz nach der Landesöffnung, 1868, wiederholt im ganzen Land mit wenig nachhaltigem Erfolg Druck auf die Organisatoren der traditionellen

Nacktfeste ausgeübt, damit alle Landeskinder – auch die aktiven Teilnehmer und Zuschauer der Feste (*matsuri*) – wenigstens einen Lendenschurz anziehen. Man wollte vermeiden, dass der im Vergleich zu Japan prüde Westen, der das Konzept der kultischen Nacktheit nicht versteht, Japan für ein barbarisches Land hielt. Erst nach dem 1945 verlorenen Krieg gelang es der Polizei jedoch, auch bei traditionell wilden Festen langsam durchzusetzen, dass mindestens ein Lendenschurz getragen wird. Die einzigen Ausländer, die sich heute noch in Leserbriefen oder in den Sozialen Medien über die im Lendenschurz ihre volksreligiösen Rituale pflegenden Japaner erregen, sind fast nur US-amerikanische, fundamentalistische Frauen. Erfreulicherweise vernimmt man aber heutzutage (21. Jahrhundert) immer häufiger neben japanischen auch die Stimmen von in Japan lebenden Menschen anderer asiatischer Länder, welche höflich die ignorante Arroganz von Teilen des Westens kritisieren, die immer noch nicht verstehen wollen, dass Japan und Asien eine uralte Kultur und eigene Werte haben, mit denen sich auch die werten Gäste aus dem Westen ein wenig befassen sollten, bevor sie kritisieren, wovon sie oft nichts verstehen, nicht zuletzt, weil sie häufig nicht einmal ihre eigene Kultur ausreichend kennen.

Vom ursprünglich landwirtschaftlichen Fest, dessen Hauptritual das Jahresorakel war, hat sich das Kinekosa-Fest nach 1945 zu einem Fest entwickelt, bei dem das Jahresorakel weitgehend zu einer liebgewordenen Tradition geworden ist, die für das Leben der meisten Mitglieder der Schreingemeinde kaum noch praktische Relevanz hat. Den Kern und das beliebteste Ritual des Festes bildet jetzt das Unheilvertreiben (*yaku yoke*). Mit den vom Johlen vieler Zuschauer(innen) begleiteten heiteren Schlägen auf den Po und den diesen vorangehenden Elementen von Reisfeldvergnügen und Reisfeldmusik hat das Ritual heute teilweise Event-Charakter. Event-Charakter wiesen Reisfeldvergnügen und Reisfeldmusik meiner Ansicht nach aber oft auch schon im Mittelalter auf!

V.

Schläge auf den Po am japanischen Neujahr – Schläge auf den Po junger Frauen und z.T. auch junger Männer am Kleinen Neujahr sowie auch an Festen im Sommer waren früher vom Norden der Hauptinsel Honshū bis zu den Ryūkyū-Inseln im äußersten Süden weit verbreitet. Seinen Ursprung hat dieser auch heute noch mancherorts gepflegte Brauch in bäuerlichen Fruchtbarkeitsritualen des Altertums. Diese Rituale und auch die oft orgiastisch endenden nächtlichen Feste (*yo matsuri*) des gemeinen Volkes übten auch auf die jungen Adeligen des Kaiserhofes eine unwiderstehliche Anziehung aus, was wiederholt zu einer geschlechtlichen Verbindung der reifen Jugend des Hofadels mit der Jugend des Volkes führte. Um derartigem nicht standesgemäßen, unsittlichen Verkehr vorzubeugen, befahl die Behörde (*dajōkan*) am 4.10.798 (nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal), dass diese Feste in Zukunft nur noch am hellen Tag stattfinden dürfen und dass gegen diese Anordnung verstoßende Adelige über dem 5. Hofrang dem Thron zu melden seien.

Wie attraktiv die lebenslustigen Bräuche des Volkes für den Adel aber auch in einer sexuell entschärften, hofverträglichen Variante noch waren, wissen wir aus dem um das Jahr 1000 geschriebenen *Kopfkissenbuch* (*Makura no sōshi*) der Hofdame Sei Shōnagon, aus dem um 1080 verfassten *Sagoromo monogatari*, aus dem um 1251 entstandenen Tagebuch *Ben no naishi nikki* der vorübergehend Kaiser Go Fukakusa dienenden Dichterin Ben no Naishi und aus der Ende des 13. Jh. verfassten Autobiografie (*Towazu-gatari*) der Hofdame Nijō. Diese Quellen belegen, dass sich das von den Bauern übernommene volksmedizinische „Auf den Po Schlagen" am Kaiserhof über rund 300 Jahre als schelmisch, spielerisch praktizierter Brauch lebendig erhalten hat.

Traditionell hat man in Japan am 15.1. eine Reisgrütze gekocht. Die Stöcke (*kayu zue*, *kayu [kaki] bō*), mit denen man die Grütze umgerührt hatte, nutzt man in vielen Dörfern als zur Abwehr von Vögeln oder schädlichen Insekten in die Reisfeldraine gestecktes Amulett oder, um damit jungen Frauen auf den Po zu schlagen und ihnen so zur Geburt gesunder Kinder zu verhelfen. Seit der Kaiserhof diesen Brauch spätestens im 10. Jahrhundert übernommen hatte, machten sich manche junge Hofdamen einen Spaß daraus, an diesem Tag mit den Stöcken einander, aber auch junge Höflinge überraschend auf den Po zu schlagen. Die kesse 18-jährige Hofdame Nijō schreckte dabei am 15.1.1275 nicht einmal davor zurück, ihrem damals 33-jährigen Liebhaber, Ex-Kaiser Go Fukakusa, vor den Augen ihrer Kolleginnen übermütig auf seinen erlauchten Po zu schlagen. Go Fukakusa wahrte mannhaft Haltung und erklärte später am Tag, dieser unerhörte Schlag habe ihn wohl nur treffen können, weil er sich mit seinen 33 Jahren gerade in einem Unglücksjahr befände. Von einem frisch verheirateten jungen Höfling wird berichtet, er sei nach einem hofdämlichen Schlag auf seinen Po charmant errötet. Deutlich wird in den Texten aber auch, dass die Täterinnen und manche ihrer Opfer zwar über die in Ausübung dieses Brauches erzielten Treffer fröhlich kicherten, dass einige der vom Stock getroffenen Frauen aber vor Scham darüber in Tränen ausbrachen oder verärgert schimpfend aus dem Raum flohen.

Bis heute sind Schläge auf den Po als ein volksreligiöser oder auch als ein nur noch schwach religiös verbrämter Neujahrsbrauch vereinzelt anzutreffen. Die Stöcke, derer man sich dabei bedient, sind aus jungem Bambus oder aus dem Holz von Weide, Essigbaum, Nussbäumen oder Holunder usw. und meist etwa 30-60 cm lang. Sie können schlicht und unbearbeitet sein, sind aber mitunter durch teilweises Abschälen von Rindenstreifen, durch Holzspan-Büschel oder durch Bemalung verziert. Manche Stöcke sind unten gespalten, an ihrer Spitze rot bemalt oder grob ein wenig zurechtgeschnitzt, so dass sie in der Form an ein männliches Glied und die Hoden und damit an ihre alte Hauptaufgabe, Fruchtbarkeit zu verleihen, erinnern. Auf die phallische Form spielt das *Sagoromo* wohl verschämt an, wenn es sie als sonderbare Stöcke bezeichnet. Vielerorts glaubt man, dass diese Stöcke den mit ihnen Geschlagenen neben Fruchtbarkeit auch Glück und Gesundheit verleihen und der Abwehr von Krankheit und anderem Unheil dienen können.

Die häufigsten Bezeichnungen für diese Art Stock sind Reisgrütze-Stock (*kayu-zue*), Reisgrützekratz-Stock (*kayu kaki-bō*), Glückwunsch-Stock (*iwai bō*), Brautschlage-Stock (*hanajoro tataki-bō, yome tataki-bō*), Schwangerschaft herbeiführender Stock (*harame-bō*) und Schlegel (*bai*) oder Bambus-Schlegel (*onbe bai*). Der Akt des neujährlichen auf den Po Schlagens wird als Auf-den-Po-Schlagen (*shiri uchi, shiri tataki*), Beglückwünschen des Pos (*shiri iwai*), In-die-Schwangerschaft-Schlagen (*harame uchi*), Schlagen-der-Hausfrau (*okata uchi, okata buchi*), Schlagen-des-Pos-der-Braut (*yome no shiri tataki*) oder meist einfach als Schlagen-der-Braut (*yome tataki*) bezeichnet. Vereinzelt findet sich für das im Rahmen von Festen der Schutz- und Weggottheit (*dōsojin*) veranstaltete Schlagen der Braut auch die Bezeichnung Fuchsjagd (*kitsune gari*).

Anfangs drangen wohl – nicht immer dazu eingeladen – unverheiratete ca. 17 bis 25 Jahre alte Männer des Dorfes in Haushalte ein, in die im Vorjahr eine Braut eingeheiratet hatte, die dort jetzt ihr erstes Neujahr als Ehefrau (*hatsuyome*) feierte. Sie wurde mit dem Stock auf ihren Po geschlagen, um ihr zu raschem, möglichst männlichen Nachwuchs zu verhelfen. Um evtl. Missverständnissen vorzubeugen, wurde ihr oft mit drastischen Worten klar gemacht, worum es bei dem Auf-den-Po-Schlagen gehe und wie sie selbst zur Geburt von Nachwuchs beitragen könne. Nach vollbrachter Schwangerschaftsanregung wurden die Besucher in der Regel bewirtet oder, mit Geschenken versehen, verabschiedet. Man wünschte einander alles Gute für das neue Jahr, und die Besucher zogen oft trommelnd und Flöten blasend weiter zum nächsten Haushalt. In einigen Dörfern wurde bei diesem Besuch auch der Bräutigam mit dem Stock traktiert, um sicher zu gehen, dass er seinen ehelichen oder sonstigen dörflichen Pflichten nachkam.

Dafür, dass sich das Ganze für die Besucher lohnte, spricht, dass diese in einigen Dörfern später dazu übergingen, nicht nur junge Bräute zu beglückwünschen, sondern auch Paaren, denen im vergangenen Jahr das erste Kind oder ein weiteres Kind geboren worden war oder die ein neu erbautes Haus bezogen hatten, Glück zu wünschen. Gelegentlich brachten die Besucher als Ausgleich für die reiche Bewirtung oder die Geschenke, die ihnen zuteil wurden, auch ihrerseits kleinere Geschenke mit. Bei unfreundlicher Bewirtung oder zu kleinem Geschenk musste das Paar damit rechnen, von den jungen Männern, die es besuchten, bestraft zu werden. Dass die zum Po-Schlagen benutzten Stöcke nicht nur die menschliche, sondern auch die pflanzliche Fruchtbarkeit fördern, belegt der in einigen Dörfern am Kleinen Neujahr praktizierte Brauch der Ermahnung des Obstbaumes (*kaju zeme*), bei dem man mit diesen Stöcken auf Obstbäume schlug, um sie so zum Tragen reicher Frucht zu animieren.

Da sich immer wieder einzelne Frauen über die Schläge auf ihren Po beschwert hatten, wurde der Brauch auf Druck der Obrigkeit und der Polizei ab Ende des 19. Jh. sehr langsam und keineswegs überall entschärft. Statt des soliden Stocks aus Bambus oder Holz kam jetzt mancherorts ein aus Stroh gefertigter Stock zum Einsatz. Anderenorts

verzichtete man ganz auf seine mechanische Verwendung und begnügte sich damit, der jungen Braut mit seinem Einsatz zu drohen und ihr die Möglichkeit anzudeuten, sich durch eine gastliche Bewirtung von ihm freizukaufen. Allein das Vorzeigen des traditionellen Stockes scheint seitdem vielen Frauen zu einer Schwangerschaft verholfen zu haben. Auch das bloße Androhen des Einsatzes des Stockes oder anderer Arten von dem, was wir heute Necken oder groben Unfug nennen, wurde den Jugendlichen aber wiederholt polizeilich untersagt.

In vielen Dörfern wurden die Haushalte bald statt von den 17- bis 25-jährigen jungen Männern von 14- bis 16-jährigen männlichen Jugendlichen besucht, die mindestens so aufgeklärt waren wie ihre Vorgänger und dem von ihnen besuchten Paar in derber ehrlicher Sprache klar machten, was das Dorf von ihm erwartete: rasch auf die Welt kommenden, gesunden Nachwuchs. Zur Verdeutlichung bastelten sie mancherorts aus Holz, Stroh oder auch aus Gemüse Modelle des weiblichen und des männlichen Geschlechtsteils, um der vor Staunen oder Scham verstummten Braut ohne Einsatz des Stockes die Techniken der Fortpflanzung vorzuführen. Für ihre Mühe wurden sie von dem dankbaren Paar meist freundlich bewirtet und/oder mit Geschenken bedacht. Da die Bauern ein ausgeprägtes Beharrungsvermögen haben und sich nur begrenzt etwas von der von außerhalb des Dorfes kommenden Polizei vorschreiben lassen, wurden in vielen Dörfern, wenn man unter sich war, junge Frauen, die den Brauch entspannt sahen, natürlich auch weiterhin freundlich und sacht mit dem Stock berührt.

Abb. 10: Kinder beim Schlagen der Braut im Dorf Sakae (Nakgano-ken).

Nach den Jugendlichen fiel die Rolle des Besuchers bei frischverheirateten Ehepaaren später mancherorts auf die 7- bis 8-jährigen Mitglieder (Abb. 10) der in vielen Dörfern existierenden informellen Kindergruppe (*kodomo-gumi*), in der jedes Kind ohne Ansehen von Rang und Stand seiner Familie Mitglied werden konnte. Auch diese Kleinen waren wie die 14 bis 16-jährigen durchaus in der Lage, dem jungen Paar die wichtigsten Tatsachen des Lebens, soweit sie sie selbst verstanden hatten, beizubringen und Glück und Gesundheit im neuen Jahr zu wünschen. Auch die Kinder brachten als Geschenk oft selbst gebastelte kleine Geschlechtsteile mit und wurden für diese Freundlichkeit mit kindgerechten Leckereien bewirtet und mit kleinen Gegengeschenken bedacht. Durch den Brauch

des Auf-den-Po-Schlagens wurden sowohl die zu Besuch kommenden Kinder als auch das junge Paar einen Schritt weiter in die Dorfgesellschaft integriert und lernten, wie man über die Altersgrenzen hinweg konstruktiv miteinander umgehen kann.

Inwieweit der Brauch des Besuchs junger Männer, Jugendlicher oder Kinder in Privathäusern zum Schlagen auf den Po junger gebärfähiger Frauen die verschiedenen Kontaktverbote wegen Covid überlebt hat, lässt sich noch nicht sagen. Am ehesten wird dieser Brauch wohl an Neujahr sowie im Sommer in ländlichen Schreinen überleben, wo er nur eines von mehreren Ritualen eines Schreinfestes darstellt. 2022 wurde das Kinekosa-Fest zwar trotz des Corona-Virus am 17. Februar von Priestern, Darstellern und einigen anderen Aktiven abgehalten. Allerdings fand es vorsichtshalber unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1 stammt von S. 155 in Ono 1995, Abb. 2 von S. 495 in Ōga (Hg.) 1990 und Abb. 9 von S. 282 in Iijima 1995. Alle übrigen Abbildungen sind vom Verfasser dieses Artikels.

Auswahl der verwendeten Quellen

Amano, Hiroyuki (Hg.):

- *Nihon minzoku taikei* Band 9 *Koyomi to saiji*, Tokyo 1995 (a).
- *Nihon minzoku-bunka taikei* Band 10 *Ie to josei*, Tokyo 1995 (b).

Blacker, Carmen: *The Catalpa Bow*, London 1986.

Hori, Ichirō:

- *On the outcast strolling players*, S. 554-584 in: *Waga kuni minkan shinkōshi no kenkyū* Band 2, Tokyo 1955.

- *Mysterious visitors from the harvest and the New Year*, S. 76-103 in: *Studies in Japanese Folklore*, (Hg. Richard Dorson), Bloomington 1963.

Hirosue, Tamotsu: *Kindai Nihon shisō taikei*, Band 22 (*Orikuchi Shinobu shū*), Tokyo 1956.

Iijima, Yoshiharu: *Kodomo no hakken to jidō yūgi no sekai*, S. 221-320 in: Amano (Hg.) 1995 (b)

Ine, Yūji: *Namahage*, Akita 1985.

Karow, Otto: *Utagaki-kagahi. Ein Beitrag zur Volkskunde und Religionsgeschichte Altjapans*, S. 287-331 in: *Monumenta Nipponica* Vol.5 (No.2), Tokyo 1942.

Komatsu, Kazehiko: *Oni wa oni de aru*, S.38-43 in: Yoshinari Isamu (Hg.) 1995.

Kreiner, Josef: *Die Kultorganisation des japanischen Dorfes*, Wien 1969.

Mukaiyama, Katsusada: *Kamen to kamigami*, S. 491-515 in: Ōga (Hg.) 1990.

Murayama, Shūichi: *Oni no kannen to sono genryū*, S. 32-37 in: Yoshinari Isamu (Hg.).

Ōbayashi, Tarō: *Shōgatsu no kita michi*, Tokyo 1992.

Ōga, Tetsuo (Hg.): *Umi to rettō bunka* (Band 5) *Hayato sekai no shimajima*, Tokyo 1990.

Ono, Jūrō:

- *Minami-Kyūshū to Satsunan-shotō no nōkō-girei*, S.516-537 in: Ōga (Hg.) 1990.
- *Nōkōgirei no kenkyū* Tokyo 1970.
- *Minami-Kyūshū no minzokugami*, Kagoshima 1972.
- *Kagoshima no minzoku koyomi*, Fukuoka 1992.
- *Shōgatsu to Bon*, S. 129-188 in: Amano (Hg.) 1995 (a).

Origuchi, Shinobu: *Tokoyo oyobi marebito*, S. 1-62 in: *Minzoku* Band 4 Nr. 2, Tokyo 1929.

Saitō Jūin: *Oga no namahage*, S. 188-189 in: Yoshinari Isamu (Hg.).

Shimono, Toshimi: *Tokara-rettō no minzoku-bunka*, S.449-471 in: Ōga 1990.

Takahashi, Hideo (Hg.): *Sairei gyōji – Akita-ken*, Tokyo Heisei 4.

Takeda, Hisayoshi: *Jahresbrauchtum im japanischen Dorf*, S.1-269 in: *Folklore Studies* vol. VIII, Peking 1949.

Tōhoku no matsuri kankōkai (Hg.): *Matsuri Akita*, Sendai 1986.

Ueno, Akio (Hg.): *Nihon minzoku-bunka taikei* Band 9 *Koyomi to saiji*, Tokyo 1995.

Yamazaki, Shōzō: *Dōsojin o maneku*, Tokyo 1995.

Yanagita Kunio u. Miki Shigeru: *Yukiguni no minzoku*, Tokyo 1944.

Yoshinari Isamu (Hg.): *Nihon no oni sōkan* (Rekishi tokuhon tokubetsu zōkan, jiten shirīzu Band 23), Tokyo 1995.

Yu, Ming-Hwang: *Yakudoshi girei no tokuchō.hensen oyobi sono chiiki seikatsu ni hatarakasu hōsaku* – Aichi-ken Nagoya-shi Nakamura-ku Iwatsuka-chō no Kinekosa-matsuri o jirei to shite, S. 85-95 in: *Yamagata-daigaku kiyō* (*jinbunkagaku*), Band 17, Nr. 4 bessatsu. Yamagata 2013.

Das *Makura no sōshi* der Sei Shōnagon liegt u.a. in deutscher und englischer Übersetzung unter den Titeln „Kopfkissenbuch“ bzw. „The Pillowbook of Sei Shōnagon“ und das *Towazu-gatari* unter dem Titel „Lady Nijo’s own story“ in englischer Übersetzung vor.